Junge Welt

Mit Farbbeilage

BERLIN
MAI 1941
JAHRGANG 3
HEFT 5

Vor einem Jahr:
Beginn des glorreichsten Feldzuges unserer Geschichte

(Zu unserem Beitrag: „Infanterie greift an!")

30 Pf.

[illegible] ZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND



EINE BREITSEITE FEGT ÜBER DEN PAZIFIK

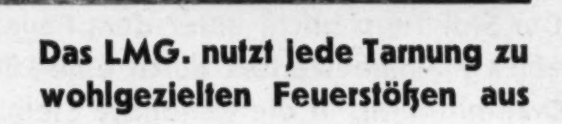
Ein Schlachtschiff der „Ise"-Klasse feuert eine Breitseite aus seinen 35,6-cm-Geschützen. Eine Granate aus einem solchen Rohr hat ein Gewicht von 635 kg. Die Schlachtschiffe der „Nagato"-Klasse feuern aus 40,6-cm-Röhren Granaten von 993 kg

Die Infanterie entfaltet sich zum Angriff

Der infanteristische Angriff ist ein Zusammenspiel von Feuer und Bewegung. Das Feuer fremder und eigener Waffen bahnt den Schützen den Weg in des Feindes Wehrstellung.

Die Infanterie bleibt, allen Fortschritten der Technik zum Trotz, die Hauptträgerin des Angriffs. Sie allein vermag den letzten Widerstand des Gegners zu brechen. Alle anderen Waffengattungen sind ihr Helfer: die Luftwaffe zerschmettert mit Bomben- und Sturzbombenflugzeugen feindliche Bunker und Widerstandsnester, kämmt mit MG.-Feuer die Vormarschstraßen und Bereitstellungsplätze feindlicher Reserven ab. Die Artillerie lähmt die Batterien des Feindes und läßt eine Feuerwalze vor den Sturmwellen der Infanterie hergehen. Die Panzerwagen fahren ihr als Mauerbrecher voran. Die Panzerjäger sichern

Granatwerfer machen sich schußfertig


Das LMG. nutzt jede Tarnung zu wohlgezielten Feuerstößen aus

sie vor Gegenstößen feindlicher Kampfwagengeschwader. Die Sturmpioniere begleiten ihre Angriffsspitzen, gehen mit Flammenwerfern, Sprengladungen und Drahtscheren feindlichen Bunkern und Sperren zu Leibe. Die Nachrichtentruppen sorgen für die Verbindung der angreifenden Infanterie mit den Stäben und Schwesterwaffen der einzelnen Angriffsgruppen untereinander.

Reichte die Feuervorbereitung der Schwesterwaffen nicht aus, entzogen sich feindliche Widerstandsnester der Vernichtung durch die Bomben der Luftwaffe und die Granaten der Artillerie, tauchen überraschend feindliche Maschinenwaffen (Schweige-MG.) oder Kampfwagen auf, so verfügt die Infanterie selber über Maschinenwaffen aller Art, sich Luft zu schaffen. Sie wird sie vor allem in der sogenannten „blauen Zone", d. h. auf den letzten 200 bis 300 Meter vor dem Einbruch in die feindliche

Mit Handgranate und aufgepflanztem Seitengewehr liegen die Stoßtrupps sprungbereit im Granattrichter vor der Einbruchstelle

Wehrstellung einzusetzen haben, in der es auch den vorgeschobenen Beobachtern der Schwesterwaffen im Staub und Dunst der neuzeitlichen Schlachtordnung nicht mehr möglich ist, Freund und Feind zu unterscheiden, und sie Gefahr laufen, durch Kurzschüsse die eigenen Sturmtruppen zu gefährden.

Die Maschinenwaffen der Infanterie, die leichten und schweren Maschinengewehre, die leichten und schweren Granatwerfer, die leichten und schweren Infanterie-Geschütze, die Panzerabwehrgeschütze sind teils den Schützenkompanien organisch eingegliedert, teils in Kompanien zusammengefaßt dem Bataillon (Maschinengewehr-Kompanien) bzw. dem Regiment (Infanteriegeschütz- und Panzerjäger-Kompanie) unterstellt. Sie sind je nach der Bewegungsart des Regiments pferdebespannt oder motorisiert, die Panzerabwehrgeschütze durchweg motorisiert.

Die Maschinengewehre sind Flachfeuerwaffen mit außerordentlich großer Feuergeschwindigkeit von vernichtender Wirkung gegen alle lebenden ungedeckten Ziele. Die Granatwerfer sind Steilfeuerwaffen, die Ziele auch hinter und unter Deckungen fassen können. Sie sind nach den Worten eines italienischen Militärschriftstellers „ausgesprochene Angriffswaffen, die zerstörend, umwühlend, eindringend und explosiv den Feind aus seinen Schlupfwinkeln, den Deckungen hervor in die Maschinengewehre mit ihrem Kugelhagel hineintreiben". Die Infanterie-Geschütze sind Haubitzen, die in Flach- und Steilfeuerschuß sowohl

Das Infanteriegeschütz fährt im Galopp in die Feuerstellung



Der Regimentskommandeur gibt seinem Adjutanten an Hand der Karte die ersten Befehle zum Einsetzen des Angriffs



Der Stoßtrupp bricht unter dem Feuerschutz eines Flammenwerfers durch eine Lücke im Drahthindernis in die feindliche Stellung ein



lebende wie tote Ziele bekämpfen können. Die Panzerabwehrgeschütze jagen im treffsicheren Flachbahnschuß ihre Granaten dem feindlichen Kampfwagen in die Eingeweide, eignen sich aber auch im Bunkerkampf zum Schartenbeschuß. Bei der Annäherung an das Gefechtsfeld entfaltet sich die Marschkolonne, d. h. sie zerlegt sich in steigendem Maße unter Verlassen der Straßen und Wege nach der Breite und der Tiefe in ihre kleinen und kleinsten Teilchen. Die kleinste Kampfeinheit der Infanterie ist die Gruppe mit ihren leichten Maschinengewehr- und Gewehrschützen.

Das heutige infanteristische Angriffsverfahren liebt lockere Formen: Schützenrudel und Schützenreihen. Die Schützen und LMG.-Schützen nutzen, während die Feuerkraft der Maschinenwaffen den Gegner in Deckung zwingt, jede Bodenfalte, jede Rauchwolke eines Einschlages zum Vorwärtsdringen aus. Sie

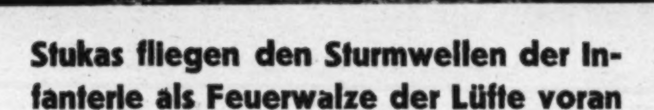
Alle Fotos aus dem Ufa-

Die Panzerjäger folgen der Infanterie über jedes Gelände hinweg



wissen, wenn eine kurze Atempause eintreten muß, sich wohl zu tarnen oder sich gar mit Spaten und Hacke Deckung zu schaffen. Sie suchen nach dem Grundsatz, daß im infanteristischen Zweikampf der Sieger bleibt, der am schnellsten die größere Anzahl gutliegender Schüsse abgibt, überraschend mit kurzen Feuerstößen den Gegner, der ihnen ein gutes Ziel bietet, außer Gefecht zu setzen und verschwinden, wenn die mit dem Feuer verbundene Absicht erreicht ist, wieder in volle Deckung.





Stukas fliegen den Sturmwellen der Infanterie als Feuerwalze der Lüfte voran



Der Richtkanonier gibt mit Hilfe des Rundblickfernrohrs dem Infanteriegeschütz die Richtung auf das Ziel

Späher gehen — des Feindes Schwäche, des Geländes Gunst oder Ungunst zu ergründen — den Sturmtruppen voran, lenken den Weg der ihnen folgenden Stoßtrupps und Sturmwellen. In ihnen allen lebt nur ein Gedanke: „Vorwärts!" Stockt irgendwo der Fluß, sucht der Nachbar durch flankierendes Feuer das Vorankommen zu erleichtern. So sickern die Sturmtrupps fast unmerklich in das gegnerische Stellungssystem ein und fallen überraschend mit dem Schnappschuß ihres Gewehrs, mit der blanken Waffe und der Handgranate über den erschütterten Feind her.

Mit dem Einbruch in des Feindes vorderste Linie ist es beim Angriff aber nicht getan. Es muß die ganze Tiefe des feindlichen Hauptkampffeldes durchstoßen werden. Hierbei muß dort der Angriff vorwärtsgetragen werden, wo der Widerstand des Gegners nachläßt. Die Vernichtung stehengebliebener Nester übernehmen rückwärtige Einheiten. Jeder Führer wird im Angriff sich dafür Reserven zurückbehalten. Nach Erreichen des Angriffszieles heißt es, das Eroberte festzuhalten, Gegenstöße abzuweisen. Es gilt auch heute noch die alte Römerweisheit: „Nach dem Siege bindet den Helm fester!"

Der infanteristische Führer muß im Angriff die ganze Skala der neuzeitlichen Kampfwaffen beherrschen und aufeinander abstimmen. Der Infanterist selber muß die ihm anvertrauten Handfeuer- und Maschinenwaffen im rechten Augenblick zur Geltung bringen können. Führer und Mann müssen, im Wirbel der Materialschlacht auf sich allein gestellt, den gleichen Opfermut, den gleichen Siegeswillen aufbringen, den gleichen Angriffsschwung beweisen können wie ihre Ahnen, die in Tuchfühlung mit wehenden Fahnen und schlagenden Tambouren über das Blachfeld stürmten. Sie tragen noch immer die Hauptlast des Kampfes, „dafür winkt ihnen aber auch", wie es das alte Infanterie-Exerzierreglement des preußischen Heeres schon so schön ausdrückt, „der höchste Lohn".

Oberstleutnant Benary

Rast vor dem Einsatz zum Angriff



Kulturfilm „Infanterie-Angriff"







[illegible]



SCHWERVERBRECHER unter 18 Jahren

Sie wollten uns die Kultur bringen, [illegible] die Amerikaner. Uns Barbaren, die wir ins dunkelste Mittelalter zurückgefallen sehen, wollten sie mit ihrer Zivilisation beglücken, mit ihrer Menschlichkeit und ihrer Freiheit. Deshalb unterstützten sie auch die Briten. Sehen wir doch einmal, was es mit dieser USA.-Kultur auf sich hat, die sie uns bringen wollen; nehmen wir einmal die Freiheit und die Menschlichkeit unter die Lupe, die uns blühen würden, wenn jene Kräfte siegen würden. Betrachten wie diese Kultur zum Beispiel nur einmal auf dem Gebiet des Verbrechertums der Kinder und Jugendlichen.

Das Bildarchiv der New Yorker Agentur Associated Press ist voll von „interessanten Fällen". Da gibt es den Zwölfjährigen, der den Sheriff totschlägt, weil er ihn beim Ausrauben eines Ladens stört, den Sechzehnjährigen, der seine Liebste erschießt und in Großaufnahme mit der alles verzeihenden Mutter der Toten durch die Presse geht; den Dreizehnjährigen, der eine Zweijährige entführt, um deren Eltern zu erpressen. Und so weiter, und so weiter!

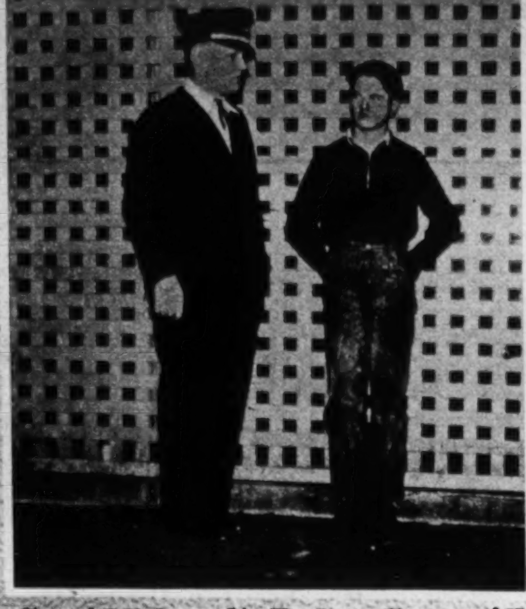
Ob die Zahl der Kinderverbrechen in USA. so hoch ist, weil die Nation an überschüssiger Kultur und Menschlichkeit leidet? Kaum. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und wenn Kinder Babies entführen, so werden sie am Beispiel der Erwachsenen gelernt haben. In einem Land, dessen jüdische Herren dafür sorgen, daß Verbrecher — aus „Humanität" oder mit Hilfe verzwickter Paragraphen — straffrei ausgehen, daß die Unterwelt eine unheimliche Macht wird, die ihre Vertreter in den höchsten Stellen zu sitzen hat, und daß die Verbrecher als eine Art Geschäftsmänner auftreten können, die Mörder-AG.s gründen (eine Tatsache!) und über deren Taten die Presse in riesigem Umfang berichtet wie über die Stars von Hollywood ... In einem solchen Land braucht man sich nicht wundern, wenn die Jugend sich beizeiten im Umgang mit der Mordwaffe übt und mit den Methoden des Menschenraubes vertraut macht.

Wie gesagt, die Jugendverbrechen sind nur eine Blüte aus dem „edlen" Abbild der amerikanischen Zivilisation. Roosevelt braucht nicht besonders erstaunt zu sein, wenn wir laut und vernehmlich „Danke!" sagen. Wir haben keinen Bedarf.

Da sind wir Wilden doch bessere Menschen ...



Wie ein Filmstar, der schon von allzuviel Bildreportern belästigt worden ist, schließt der 17jährige Mörder James Sullivan aus New York die Augen vor dem Schnappschuß der Kamera. James hat einen Ladenbesitzer mit einem Stock totgeschlagen



Der 16 Jahre alte Rodney Pace griff in einem Familienstreit zur Stärkung seines Standpunktes zur Schußwaffe, tötete seinen 18jährigen Bruder Ogden und verletzte seine 11jährige Schwester Thyrza



Auch die 13 Jahre alte Mary Kavala berechtigt die Unterwelt zu den schönsten Hoffnungen! Sie ermordete ihre 8jährige Spielkameradin Josephine Woropay in Hastings und sagte: „Ja, ich habe es getan, mein Temperament ging mit mir durch!"

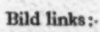




Bild links:

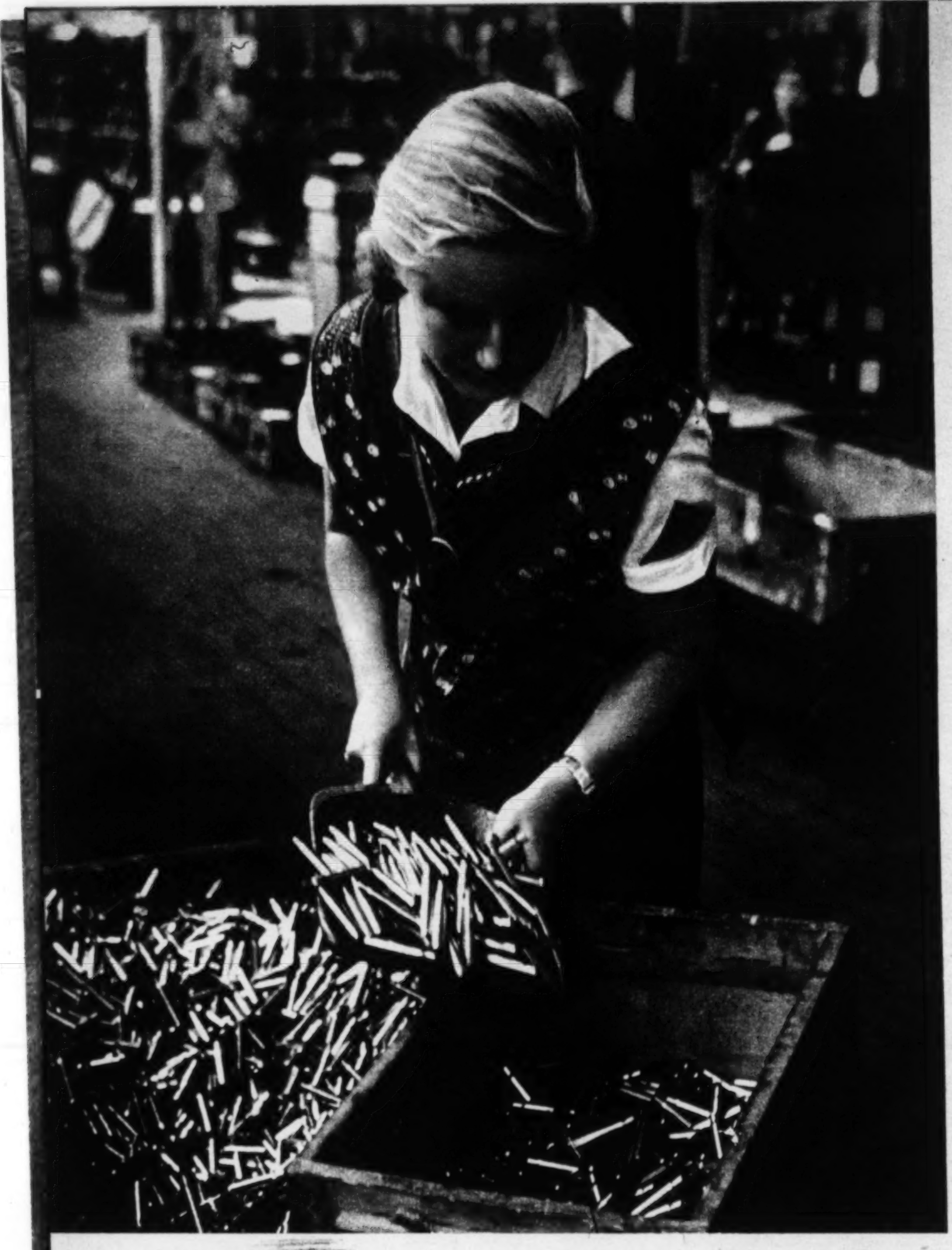
Widerlich lächelt der 12jährige Mörder Hubert Nicolls aus Asotin, Washington, USA. Er ist mit sich und einer Welt zufrieden, die ihn in den Mittelpunkt einer Gerichtsverhandlung und der Sensationspresse stellte. Das Bürschchen plünderte einen Lebensmittelladen und tötete den Sheriff, der ihn dabei zu stören wagte. Es scheint, Familie Nicolls ist noch stolz auf das Häkchen, das sich beizeiten krümmt. Sie läßt sich mit dem Mörder, der Großmutter, den beiden Verteidigern, dem Staatsanwalt und dem Richter für die Zeitungen photographieren. Welch großer Direktor einer Mord-AG. kann noch aus Hubert werden? Im Lande der — nur in dieser Hinsicht — unbegrenzten Möglichkeiten!

Der 11jährige Stanley Dobruk, Mt. Clemens, Michigan, bekam mit seiner drei Jahre älteren Schwester Frances Streit um zwei Cents und schoß sie kurzerhand über den Haufen. Für die amerikanische Presse wieder ein Anlaß zu einem Familienbild: Vater Dobruk, der Mörder, die Mutter mit dem vierjährigen Jüngsten

Emil Reck, 19, und Michael Livingston, 17 Jahre, lockten einen Chikagoer Arzt durch Telefonanruf eines fingierten Kranken aus seiner Wohnung und ermordeten ihn







Eine BDM.-Führerin bei der Arbeit in einer Munitionsfabrik für den deutschen Sieg



BDM. HILFT DEN WERKTÄTIGEN MÜTTERN

Es geht nichts über einen Entschluß; sicherlich kommt es dabei nur aufs Durchhalten an, und an irgendeinem Punkte beginnt jedesmal die vergnügliche Kette ungeahnter Zufälligkeiten. Dennoch mußt du hindurch. Es wird plötzlich nichts Besonderes mehr.
Oder gehört dazu noch eine Selbstüberwindung, am frühen Morgen um 3.30 Uhr hellwach aus den Federn zu springen, um pünktlich zur Frühschicht in der Fabrik einzutreffen? Wir stehen um 5 Uhr im vordersten Wagen der Vorortbahn, die uns zum Norden der Stadt hinausfährt. Es klappt alles so, wie wir es uns vorgenommen haben. Wir sind ab heute sechs neue Arbeiterinnen für die Munitionsfabrik. Am dritten Fabriktor melden wir uns. Es ist alles vorbereitet. Die Betriebsjugendwartin begrüßt uns. Im Anstellungsbüro geben wir unsere Verpflichtung schriftlich ab. Das heißt jetzt: Morgen um Morgen so früh aufstehen – na, denn man tau! – denke ich.
Wir kommen in ganz verschiedene Abteilungen. Ich melde mich sofort für eine Maschinenhalle und nicht in die Revision. Wir haben alle eine Aufgabe: jede von uns will eine Mutter ablösen, deren Mann im Felde ist und deren Kinder sie daheim Tagesstätten der NSV. oder früher Selbständigkeit überlassen mußte, um im Kriege wieder den früheren beruflichen Einsatz zu übernehmen.
Der Betriebsobmann führt mich durch viele Fabrikhöfe. Wie soll man sich hier allein zurechtfinden? Loren werden bereits ausgefahren, es ist zehn Minuten nach 6 Uhr. In gewohnheitsmäßiger Ruhe gehen Arbeiter und Arbeiterinnen an uns vorüber. Alle sind zur Arbeit umgezogen. Wie wird das mit mir, denke ich. Zugleich fallen mir weitere Fragen ein; leider zu spät. Wir betreten eine Maschinenhalle, und ein unerträglicher Lärm schlägt auf uns ein.
Ein Mann kommt auf uns zugelaufen. Es ist der „Meister" einer Abteilung. Mehr kann ich nicht verstehen, obgleich sie mir vieles entgegenschreien. Wir treten in eine riesige, helle Glashalle ein. Ein Thermometer zeigt 36 Grad Wärme an. Alle Entschlüsse sind im Nu verdampft. Das ist doch zuviel für den Anfang, denke ich noch, da stehen wir zusammen schon vor einer Frau, und ich begreife, daß ich diese Arbeiterin nun ablösen werde, um ihr für einige Wochen einen bezahlten Sonderurlaub zu ermöglichen. Es sind zwei große, gütige Augen, die aus einer anderen Welt in mich hineinwandern, und ich lache plötzlich auf vor lauter Freude, nun für diesen Menschen einspringen zu können. Der Meister erklärt der Frau den Sachverhalt, wir geben einander die Hand; aber sie sieht uns nur verständnislos an und läuft plötzlich an uns vorüber quer durch den Maschinensaal dem Ausgang zu.
Der Betriebsobmann hat sich verabschiedet; ich werde vom Meister durch die Abteilung der Halle geführt, zu der ich nunmehr gehöre.
Ein „Einrichter" kommt auf uns zu. Er ist ganz davon erfüllt, uns seine Maschinen zu erklären. Ja, er jubelt beglückt wie ein Kind, als er die vielen kleinen Erfindungen erläutert, die er selbst für seine Maschinen ausgetüftelt hat.
Wir sind am Ausgangspunkt zurück. Da taucht auch die Frau wieder auf. Sie kommt nicht stürmisch auf uns zugelaufen. Nein, sie setzt Schritt um Schritt, und ich sehe plötzlich, daß sie weint. „Sie hat vorher noch nichts davon erfahren, es ist die Beste von unserer Abteilung!" ruft mir der Meister ins Ohr. Sie ist überglücklich. Zuerst will sie zu Hause große Wäsche machen und flicken und ausbessern. Was werden die Lütten sagen? Sie hat sechs Kinder.

Nun geht alles sehr schnell. Ich folge der Frau in die Umkleidehalle. Sie übergibt mir für die kommende Urlaubszeit ihren Kabinenschlüssel, ich packe meine Arbeitsschürze aus, lasse mir Holzpantinen und Arbeitshandschuhe geben; schon klappern ein Paar Tüffel auf dem Kopfsteinpflaster irgendeines Fabrikhofes, und ich finde tatsächlich richtig an den Arbeitsplatz zurück.
Ich habe vier Maschinen zu bedienen. Es sind verschiedene Geschoßhülsen auf größere Weiten zu stanzen. In Holzkisten werden die reparaturbedürftigen angefahren, sie müssen ununterbrochen in die Maschinen aufgeschüttet werden. Hält eine Maschine an, so muß der Bolzen herausgehämmert werden, der Hülsenlauf kontrolliert, die fehlgestanzte Hülse heraus-

Der Meister zeigt der BDM.-Führerin ihren neuen Platz und ihre tägliche Arbeit



geschlagen, der Arbeitsgang wieder eingerichtet und der Riemen von neuem aufgesetzt werden. Es muß alles sehr schnell gehen. Man muß es beim Zusehen erlernen. Erklärt wird nichts. Die Maschine revidiert selbsttätig noch auf drei verschiedene Längen und liefert die richtigen Hülsen aus.

Eigentlich hatte ich gehofft, in der ersten Arbeitspause meine Kameradinnen wiederzutreffen. Aber jede Halle hat hier eine eigene „Belagerungszeit" für die Werkkantine, und die halbe Stunde Pausenzeit muß schleunigst ausgenutzt werden.

Nach der zweiten Schicht besuche ich eine Arbeiterin aus meinem Maschinengang. „Du kannst zu mir kommen", sagt sie. „Warum willst du das weite Ende bis nach Hause fahren?" Sie wohnt in der Brunnenstraße möbliert.

„Ich bin auch nicht für immer hier", erklärt mir ein junger Arbeiter am kommenden Tage zwischen der Arbeit, und ein Paar kluge Augen bestätigen das überzeugend. „Ich will weiter!" „Hallo! Sie sind doch bestimmt Sportlerin! Leichtathletik?" ruft mir der „Abholer" zu, den sie hier alle „Vadder" nennen und dem ich meinerseits auf den ersten Blick hin den Turnvereinsvorsteher zumuten wollte. Am Nachmittag nach Arbeitsschluß erwartet er mich draußen vor der Fabrik mit Obst — für das er sich, gleich für mich mit, in langer Käuferreihe angestellt hatte. Ich danke erfreut, und nun rückt unser „Vadder" mit seiner größten Sorge heraus. Er selbst, wie er da sei — mit seinen 50 Jahren — habe sich verlobt. Er wage es nicht zu erzählen. Vielleicht würden ihn die anderen auslachen?



Tags darauf standen Blumen zwischen unseren Maschinen, fröhliche Gespräche zauberten aus der täglichen Arbeit ein Vergnügen, und einer der Abholer sprang, obgleich er nicht mehr ganz jung sein konnte, umher, als gäbe es im Maschinenraum nur noch Barren und Hochrecks.

Ich aber erlebte, daß man mitten im Getöse der Maschinen den Lärm vergessen konnte, ja, daß man hellhörig wurde für jeden verdächtigen Laut an den eigenen Maschinen und daß man mit liebevoller Sorgfalt Maschinen und Arbeitsplatz blitzsauber putzte, wenn gegen Schichtwechsel die Maschinen im Leerlauf steckten.

Das aber hatte ich nicht geahnt: daß es mir schwer werden würde, diese Arbeit nach abgelaufener Urlaubszeit wieder zu verlassen. „Können wir nicht Veranstaltungen von der Hitler-Jugend besuchen? Treffen wir Sie da wieder?" dachten sich einige aus, und an der Stempeluhr beratschlagten wir am letzten Tage, wie alles am besten zu machen sei.

4798 BDM.-Führerinnen haben in den vergangenen Monaten gleich mir diesen Fabrikeinsatz freiwillig übernommen und ausgeführt. Viele Tausende im ganzen Reich folgen ihrem Entschluß. Sie erfüllen ihn über ihre berufliche Tätigkeit hinaus. **Ruth Gensicke**

In der Revisionsabteilung unterweist eine Arbeiterin die BDM.-Führerin in der wichtigen Augenprüfung der Geschoßhülse

SONNENBANNER

Die Kriegsflotte Japans

Von W. K. Nohara

In einem kühnen Bogen von fast 5000 Kilometer Länge vom nördlichsten Kap der Kurilen bis hinab zum Südkap Formosa ist das Inselreich Japan dem asiatischen Festland vorgelagert, eine natürliche Minensperre von ungeheuren Ausmaßen; dies ist die Heimat einer der führenden Seefahrervölker der Welt, der Stützpunkt der Kriegsflotte Groß-Japans. Solange die gewaltigen Wogen unterm weiten Himmel des Pazifik anrollen, wird der Sinn des japanischen Volkes auf Seefahrt und Seegeltung gerichtet sein; seine Handelsflotte, welche die fünf Weltmeere befährt, ist die drittgrößte der Welt; seine Kriegsflotte, die den Frieden des Stillen Ozeans und im fernöstlichen Raum wahrt, ist ebenfalls die drittgrößte.

Diese Flotte, in ihren technischen Errungenschaften so neuzeitlich wie nur denkbar, ist keineswegs eine Schöpfung von gestern oder heute; ihre Tradition ist eine alte und stolze zugleich. Bereits beim großangelegten Landungsversuch, den der Mongolenkhan Kublai 1281 auf den japanischen Inseln unternahm, verfügte Japan über eine beachtliche Kriegsflotte von äußerst kampffähigen Dschunken, der es gelang, die gewaltige Mongolenflotte zurückzuschlagen. Im Jahre 1596 beförderte der kaiserliche Statthalter Hideyoshi ein Heer von 560 000 Mann auf einer riesenhaften Flotte von seegehenden Schiffen nach Korea, um dieses Kaiserreich zu erobern. Dies ist — auch heute noch — der gewaltigste Geleitzug der Geschichte. In heftigen Seegefechten wurde die koreanische Flotte, die bereits über Panzerschiffe verfügte, vernichtet. Zum Vergleich sei mitgeteilt, daß die berühmte „Unüberwindliche Armada", die acht Jahre vorher auszog, England zu erobern, ganze 30 000 Mann auf 160 Schiffen zählte.

Wurden diese Tatsachen bisher wenig bekannt, so ließ der Kanonendonner von Tsushima 1905 die Welt aufhorchen; binnen einiger Stunden vernichtete die japanische Schlachtflotte unterm Kommando des Admirals Togo die gewaltige Flotte der westlichen Großmacht Rußland restlos; die Morgensonne, die blutig und siegreich aus dem Meere stieg, heftete sich an den Kampfmast der japanischen Schlachtschiffe als Kriegsflagge Nippons. Nachdem Großbritannien im Weltkrieg sich gern der Geschwader der japanischen Marine bedient hatte, erkannte es nach Beendigung des Krieges — gleichzeitig mit den Vereinigten Staaten — die Gefährlichkeit dieser fernöstlichen Flotte für ihre ostasiatische Machtpolitik, die unbändig wuchs wie die Kraft dieses fruchtbaren und ewig jungen Volkes, und sie nötigten Japan sein Einver-

Mit dem am 27. September v. J. erfolgten Abschluß des Dreimächtepaktes zwischen Deutschland, Italien und Japan rückte die japanische Inselgroßmacht in den Bereich des Krieges, in dem es um eine grundsätzliche Neuordnung geht. Die Hilfeleistung der Vereinigten Staaten von Amerika an England wirft den Schatten einer möglichen Auseinandersetzung auch auf den Pazifik. Während Amerika um die

Einsatzbereit zu Wasser und in der Luft

Die japanische Flotte verfügt über 6 Flugzeugträger und 5 Mutterschiffe für Wasserflugzeuge; 2 weitere Träger sind im Bau. Kreuzer und Zerstörer schützen die Träger, die ein gewichtiger Bestandteil dieser drittstärksten Seemacht sind

AUF DEM OZEAN

Schaffung einer „Zwei-Ozean-Flotte“ bemüht ist, stützt sich Japan auf die eine große und mächtige „Vereinigte Flotte“, die in ihrer neuzeitlichen Ausrüstung und Ausbildung ebenso schlagkräftig, wie sie in ihrem Mannschaftsbestand in der Tradition von Tsushima geschlossen und stark ist. Die japanische Flotte ist ein Faktor, mit dem jeder Friedensstörer im weiten Pazifik zu rechnen hat.

ständnis zu einem Flottenverhältnis von 5 : 5 : 3 ab, d. h. für jede fünf Großkampfschiffe, die Großbritannien und die Vereinigten Staaten hatten, durfte Japan nur drei halten. Gegenüber den fünfzehn Schlachtschiffen Englands und Amerikas hat Japan heute nur neun; aber wie alle wahrhaft großen Nationen zeigt es, daß es gerade in der Beschränkung stark ist. Seine Schlachtschiffe stehen heute — dank stetiger Verbesserungen und Umbauten — auf einer Höhe der Vollkommenheit wie in



kaum einer anderen Flotte; seine Schweren Kreuzer sind als die besten der Welt anerkannt; seine Zerstörerwaffe, von harten, drahtigen Seeleuten bemannt, die gewohnt sind, alles auf eine Karte zu setzen, ist groß und schlagkräftig; im U-Boot findet der japanische Seemann — ebenso wie sein deutscher Kamerad — eine seinem Temperament und seinem verbissenen Kampfgeist besonders gemäße Waffe.

Als sparsamer Mensch, der er von Haus aus ist, kommt der Japaner dabei auch zur See mit dem Mindestmaß an materiellem Einsatz aus; den ganzen Konflikt mit China, der sich über viele tausend Kilometer Seeweg hinzog, bestritt er fast ausschließlich mit alten Einheiten, die in andern Ländern wohl längst ins Marinemuseum gewandert wären. Das Flaggschiff des japanischen Geschwaders vor Schanghai beispielsweise, das bereits 1899 erbaute Panzerschiff „Izumo", hat — ebenso wie die Schulschiffe „Azuma" und „Yakumo" — schon an der Schlacht bei Tsushima teilgenommen. Der behutsame Umgang mit dem kostbaren Material, das vom Groschen des Steuerzahlers gekauft wurde, ist eine Eigenart der japanischen Marine, und selbst ältere Einheiten werden — durch liebevolle Pflege und stete Modernisierung — auf dem höchsten Stand der Einsatzbereitschaft gehalten.

Eindrucksvoll sind allein schon die Zahlen der japanischen Flotte: Bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges besaß Japan — von den unveröffentlichten Einheiten und den seither fertiggestellten Fahrzeugen abgesehen: 9 Schlachtschiffe, 13 Flugzeugträger und Mutterschiffe, 12 Schwere Kreuzer, 5 Panzerkreuzer, 25 Leichte Kreuzer, 112 Zerstörer, 12 Torpedoboote, 60 U-Boote, 24 Minenleger, 18 Minensucher usw.

Unter den U-Booten befinden sich zahlreiche Unterseekreuzer von je rund 2000 Tonnen und einem ungewöhnlich weiten Aktionsradius. Doch Zahlen bedeuten nichts bei einem Krieger- und Seefahrervolk wie es das japanische ist; der Geist, der die Besatzungen beseelt und der im kaiserlichen Chrysanthemenwappen am Steven der Kriegsschiffe seinen Ausdruck findet, ist alles. Die Mannschaften sind aus Familien hervorgegangen, die seit zehn, zwanzig und mehr Generationen auf dem Meer und vom Meer zu leben gewohnt sind; die Offiziere, körperlich und geistig in äußerster Selbstzucht und Diszipliniertheit geschult, verkörpern ein neues Sparta. Zieht man ferner in Betracht, daß die japanischen Inseln eine ununterbrochene Kette von geradezu idealen Flottenstützpunkten, natürlichen Ausfalltoren und U-Boot-Schlupfwinkeln bieten, so darf man die Flotte Nippons getrost zu den zwei oder drei mächtigsten Waffen zählen, welche die Welt heute kennt



Es gibt sicher keinen mehr unter euch, der nicht weiß, was die Abkürzung „BRT." heißt. Natürlich: Brutto-Register-Tonne. — Was jedoch eine solche Brutto-Register-Tonne ist, das wissen bestimmt noch nicht alle. Und selbst wenn sich einer gemerkt hat, daß eine BRT. = 2,83 Kubikmeter ist, dann hat er noch lange keine Vorstellung davon, was das praktisch bedeutet.

Allerdings haben wir mit der Angabe dieser leicht zu merkenden Zahl wenigstens schon enthüllt, daß es sich bei der BRT. nicht um das handelt, was man sonst für gewöhnlich unter einer „Tonne" versteht, also nicht um eine Gewichtseinheit, sondern um ein Raummaß. Darum heißt es ja auch in der Zeitung stets: „. . . soundso viel BRT. Schiffsraum". — Es wäre also zunächst einmal die Frage zu klären, warum man trotzdem den Begriff „Tonne" gebraucht. Aber wieso „trotzdem"? Ist nicht die Tonne, z. B. die Heringstonne, ein Raummaß? Und da sind wir der Sache auch schon auf der Spur. Zur Hanse-Zeit wurde nämlich das Ladevermögen eines damaligen Schiffes danach bestimmt, wieviel Fässer oder Tonnen von bestimmter Größe sein Laderaum zu fassen vermochte. Und später, als man dann jedes Schiff in bezug auf die Größe seines Laderaumes vermessen mußte, behielt man die Bezeichnung „Tonne" als Größenmaß für den Schiffsraum bei.

Wieso „mußte" man aber jedes Schiff vermessen? Ja, so ergibt sich manchmal eine Frage aus der anderen! Nun, wonach sollte man die Höhe der Hafengebühr, des Lotsengeldes oder derjenigen Abgaben bestimmen, die bei der Durchfahrt durch einen Kanal — beispielsweise durch den Suezkanal — zu entrichten sind? Etwa nach der Länge des Schiffes? Dann hätten diejenigen Schiffseigentümer mit den längsten Schiffen den kürzeren gezogen insofern, als kürzere, aber besonders breit gebaute Schiffe genau die gleiche oder noch größere Fracht transportieren konnten und trotzdem weniger Gebühren zu zahlen brauchten. Nein, diese Kosten mußten sich natürlich danach richten, welche Ladung ein Schiff zu fassen vermag. Das aber konnte man nur durch eine genaue Vermessung des Schiffsraumes feststellen. Und weil das Ergebnis dieser amtlichen Vermessung in dem sogenannten Meßbrief „registriert" wurde, nannte man das Schiffsmaß: „Register-Tonne". Die Gebührenberechnung erfolgt jedoch nur nach dem wirklich für die Nutzladung zur Verfügung stehenden Raum. Folglich zieht man von dem gesamten Schiffsraum den Maschinenraum, die Kohlenbunker und sonstige für die Ladung nicht nutzbaren Räume ab und erhält dann die „Netto-Register-Tonne", nach deren Höhe also Hafen-, Kanal-, Dock-, Lotsengebühren usw. berechnet werden. Demgegenüber bezeichnet die „Brutto-Register-Tonne" den gesamten Schiffsraum.

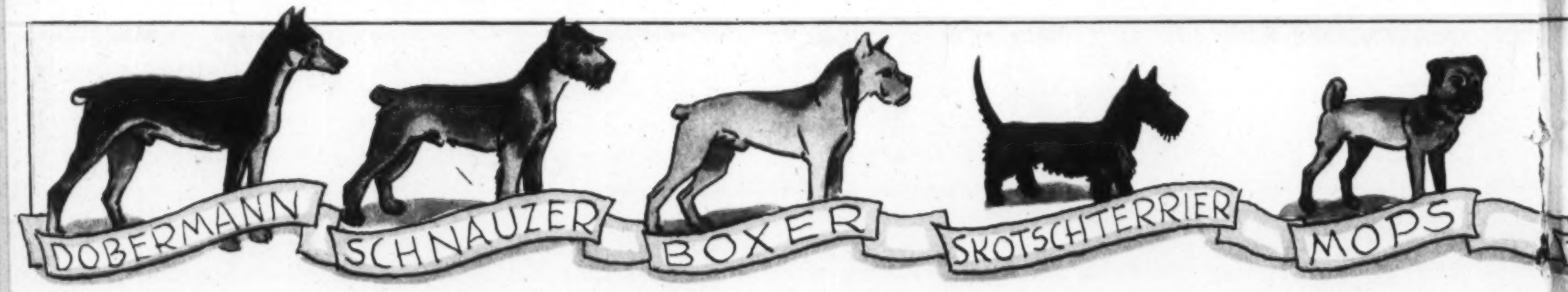
Übrigens hat die Register-Tonne in der Entwicklungsgeschichte der Technik ehemals eine eigenartige und zugleich wichtige Rolle zu spielen gehabt. Man gewährte nämlich zur Zeit der ersten Dampfschiffe den Eigentümern dieser vielversprechenden Konkurrenten des Segelschiffes besondere Vergünstigungen insofern, als man ihnen gestattete, von dem BRT.-Maß des Schiffes das Mehrfache von dem, was der Raum für die Dampfmaschine, für Kohlen usw. betrug, abzuziehen. Infolgedessen behielten damals die Dampfschiffe trotz unverminderten Ladevermögens oft nur ein verschwindend kleines Netto-Register-Tonnen-Maß übrig und brauchten daher oft so gut wie überhaupt keine Gebühren zu zahlen. Und da war es dann natürlich kein Wunder, daß die Handelsunternehmer lieber Dampf- als Segelschiffe bauen ließen und auf diese Weise der Bau immer neuer Dampfschiffe gewaltig gefördert wurde, was wiederum zu einer schnellen Verdrängung des Segelschiffes geführt hat.

Aber das nur nebenbei. So viel ist uns jetzt jedenfalls klar, daß die BRT. also nichts über den Umfang der Ladung, die das betreffende Schiff fassen kann, aussagt. Und das ist es ja, was wir so gerne wissen möchten: wie groß ist das Gewicht der Nutzladung bei einem Schiff von soundso viel BRT.?

Schade, daß man das nicht einfach in einer einzigen Verhältniszahl für eine BRT. ausdrücken kann, d. h. also, daß man nicht einfach sagen kann: in jeder BRT. stecken immer soundso viel Kilogramm Ladung. Nun, das geht deshalb nicht, weil das Verhältnis nicht nur bei den einzelnen Schiffsgrößen, sondern auch bei den einzelnen Frachtschifftypen ver-

An Bord eines deutschen Vorpostenbootes

POLARHUND
TIMBERWOLF
COLLIE
DÄN. DOGGE
NO…
BULLDOGGE
DACHSHUND
EUROPA
COYOTE
SILBERFUCHS
PUDEL
BERNHARDINER
NEUFUNDLÄNDER
SPANIEL
DALMATINER
WINDSPIEL
MALTESER
POINTER
SETTER
BULLTERRIER
AMERIKA
AFRIK. NACKTHUND
HYÄNE
SCHABRAKENSCHAKAL
MEXIK. NACKTHUND
STREIFENWOLF
AFRIKA
HYÄNENHUND
MAIKONG
BRASILFUCHS
LÖFFELHUND



Hunde
in aller Welt

Das älteste Haustier des Menschen ist der Hund. Seinen Spuren begegnet man schon in den Ablagerungen menschlicher Wohnstätten, in denen sich noch keine Anzeichen von Ackerbau und Viehzucht nachweisen lassen. Diese ältesten Reste stammen aus der Übergangszeit zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit, deuten auf einen kleinen, spitzähnlichen Hund und finden sich zuerst an den Ostseeküsten. Später, in der Mitte der jüngeren Steinzeit, war dieser Hund über ganz Europa verbreitet. Er wurde besonders aus den Pfahlbauten ausgegraben und von den Gelehrten als „Torfspitz" beschrieben. Auf ihn und eine Anzahl weiterer Wildhunde geht zweifellos die Abstammung unserer heutigen Hundearten zurück; weiter kommen als Stammformen noch Schakale und Wölfe in Betracht.



Heute sind die Hunde, wie unser Schaubild zeigt, mit ihren Stammverwandten Fuchs, Schakal und Wolf über die ganze Welt verbreitet. Vom Polarhund der Grönländer über die bekannten europäischen Rassen und die afrikanischen Wildhunde bis zum australischen Dingo treffen wir unzählige Arten, die, zwar verschieden in Aussehen, Größe und Form, alle die deutlichen anatomischen Merkmale ihrer Rasse aufweisen.

Schon in früher Zeit hat sich der Mensch die charakteristischen Eigenschaften des Hundes, sein Witterungsvermögen, seinen Ortssinn, seine Wachsamkeit und Treue, nutzbar gemacht und durch geeignete Dressur fortentwickelt. Der Hund ist in eigens dafür gezüchteten Rassen nicht nur der wichtigste und unerläßliche Gehilfe des Jägers, nicht nur der nimmermüde Begleiter im alpinen Rettungswesen, nicht nur unser treuer Wächter über Hab und Gut, auch die Polizei bedient sich seines Spürsinns, und trotz des Fortschritts der Waffentechnik kommt man selbst im modernen Krieg nicht ohne ihn aus.



Sepp und der Wolf

Hoch in den Bergen ganz allein
Sitzt hier der Sepp auf einem Stein,
Der Sepp, ein Bub von zehn, elf Jahr,
Und hütet eine Ziegenschar.
Melodisch klingelt ihr Geläut,
Was unsern Seppel sichtlich freut.
Doch plötzlich: welch ein rauher Ton!
Wie eine schwarze Traumvision
Springt jäh mit finstrer Raubgebärde
Ein Wolf in Seppels Ziegenherde.
Die Ziegen fliehen voll Entsetzen,
Da sie den bösen Wolf nicht schätzen.
Und auch der Seppel, statt zu kämpfen,
Anstatt des Räubers Lust zu dämpfen,
Auch er rückt aus, der feige Depp.
„Rauf auf den nächsten Baum!" denkt Sepp.

Voll Angst hängt er am Aste droben,
Das Raubtier sieht man unten toben.
Jedoch der Ast, an dem er hängt,
Die Beine um den Stamm gezwängt,
Der morsche Ast trägt nicht die Last,

Mit der der Seppel ihn umfaßt.
Er bricht dicht hinter Seppels Faust,
Man sieht, wie letztrer runtersaust,
Wobei im Stürzen unser Held
Dem Räuber auf das Rückgrat fällt.
Der Wolf hält diesen Fall nicht aus,
Er streckt vor Schreck die Zunge raus,
Er leidet sichtlich große Not,
Er röchelt nochmal und ist tot.
Sepp atmet auf, doch ihm ist klar,
Daß dieser Ausgang Zufall war
Und daß man — das steht bombenfest —
Sich lieber nicht auf ihn verläßt.

J. H. W.

schieden ist. Ihr könnt das am besten aus der hier folgenden Tabelle sehen, die in runden Zahlen von drei Fracht- und zwei Tankschifftypen 1. Größe, d. h. Länge, Breite und Tiefgang, 2. BRT.-Raum, 3. NRT.-Raum, 4. die Wasserverdrängung und 5. das ungefähre Gewicht der Ladung angibt, wobei eine Gewichtstonne = 1000 Kilogramm ist.

In den unterstrichenen Zahlen stehen sich also gegenüber: Brutto-Register-Tonnen und tatsächliche Ladung in Gewichtstonnen (1 Tonne = 1000 Kilogramm). Um von dieser tatsächlichen Ladung einen Begriff zu bekommen, muß man sich zum Beispiel vorstellen, daß

die Ladung eines Frachters von 135 Meter Länge und 8500 BRT. ihrem Gewicht nach nicht weniger als 280 000 Zentnern oder 14 Millionen Kilogramm und weiterhin beispielsweise einem Güterzuge entspricht, der, wenn man jeden Güterwagen mit 14 Tonnen beladen würde, bei einer Wagenanzahl von etwa 1000 Stück sage und schreibe etwa 10 Kilometer lang sein würde!

Länge	Breite	Tiefgang	BRT.	NRT.	Wasserverdr. in Tonnen	Ladung in Tonnen
Frachtschiffe						
80 m	11,5 m	5,3 m	1 700	870	3 750 to	2 400 to
122 m	16 m	7,5 m	5 000	3 200	11 400 to	8 900 to
135 m	18 m	9,25 m	8 500	5 400	18 800 to	14 000 to
Tankschiffe						
100 m	13,9 m	5,3 m	3 200	1 600	6 800 to	4 500 to
155 m	20 m	8,5 m	11 300	6 600	22 200 to	17 000 to

Das heißt: in Wirklichkeit würden es 20 vollständige Güterzüge sein, von denen jeder aus 100 „Achsen" = 50 Wagen besteht. — Und nun rechnet nach diesem Beispiel einmal die anderen in der Tabelle verzeichneten Ladungen selbst um! Sicher wird sich dann jeder von euch eine Vorstellung von der geheimnisvollen BRT. oder richtiger gesagt: von den entsprechenden Schiffsladungen machen können. Das aber sollte der Zweck dieses Kurzberichtes über die Brutto-Register-Tonne sein. K.

Ein Thema für den Heimabend:

Altstoffe sammeln!

Knochen von Berlin bis Frankfurt — Rohstoffschätze, die früher in den Müll wanderten — Ein Altpapierwald, 240 mal so groß wie der Berliner Tiergarten

Wenn das kaiserliche Deutschland den Weltkrieg verloren hat, dann sicher nicht, weil die deutschen Soldaten weniger tapfer als die des nationalsozialistischen Großdeutschlands gewesen wären! Im Gegenteil! Es gehörte gerade in den letzten Kriegsjahren ein opfervoller Heldenmut dazu, Woche für Woche hungrig und schlecht ausgerüstet in den Schützengräben die ungeheure Materialüberlegenheit der Alliierten spüren zu müssen und seine Angriffe fast nur noch mit der blanken Faust abwehren zu können. Daß das so war, war die Schuld der Politiker dieses kaiserlichen Deutschlands, die in einer maßlosen Überheblichkeit trotz der warnenden Stimmen an eine nur kurze Kriegsdauer glaubten, die darum

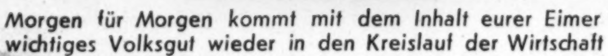
Knochen! Lies in diesem Beitrag einmal nach, was aus Knochen gewonnen wird!



Papier ist ein Rohstoff, den wir mit besonderem Eifer sammeln müssen

aber auch alles versäumt hatten, Deutschland für den sich schon seit Jahrzehnten am Horizont anzeigenden großen Krieg **wirtschaftlich** zu rüsten.

Es kann wohl mit Fug und Recht behauptet werden, daß die Führung des Großdeutschen Reiches aus diesen Fehlern gelernt hat. Trotz einer gigantischen Aufrüstung, trotz der Störungsversuche der Plutokraten an unseren neuartigen Handelsmethoden gelang es, derart große Rohstoffvorräte anzuhäufen, daß der Führer der gewiß erstaunten Welt nach dem Westfeldzug mitteilen konnte, er habe eine Reihe von kriegswichtigen Produktionen abdrosseln lassen, um die Vorräte an Fertigmaterial nicht ins Ungemessene steigen zu lassen. Daß den besten Soldaten der Welt aber auch die besten Waffen der Welt in die



Morgen für Morgen kommt mit dem Inhalt eurer Eimer wichtiges Volksgut wieder in den Kreislauf der Wirtschaft

Sie schütteln fleißig die gesammelten Lumpen aus den Säcken . . .



Hand gegeben werden konnten, verdanken wir neben dieser Vorratswirtschaft größten Stils, für die Kanonen wichtiger als Butter waren, vor allem der geballten Einsatzkraft des ganzen Volkes in den beiden Vierjahresplänen, die vollkommen neue Rohstoffe gewissermaßen aus dem Boden stampften und Deutschland von Jahr zu Jahr unabhängiger von Auslands- und Übersee-Einfuhren machen.

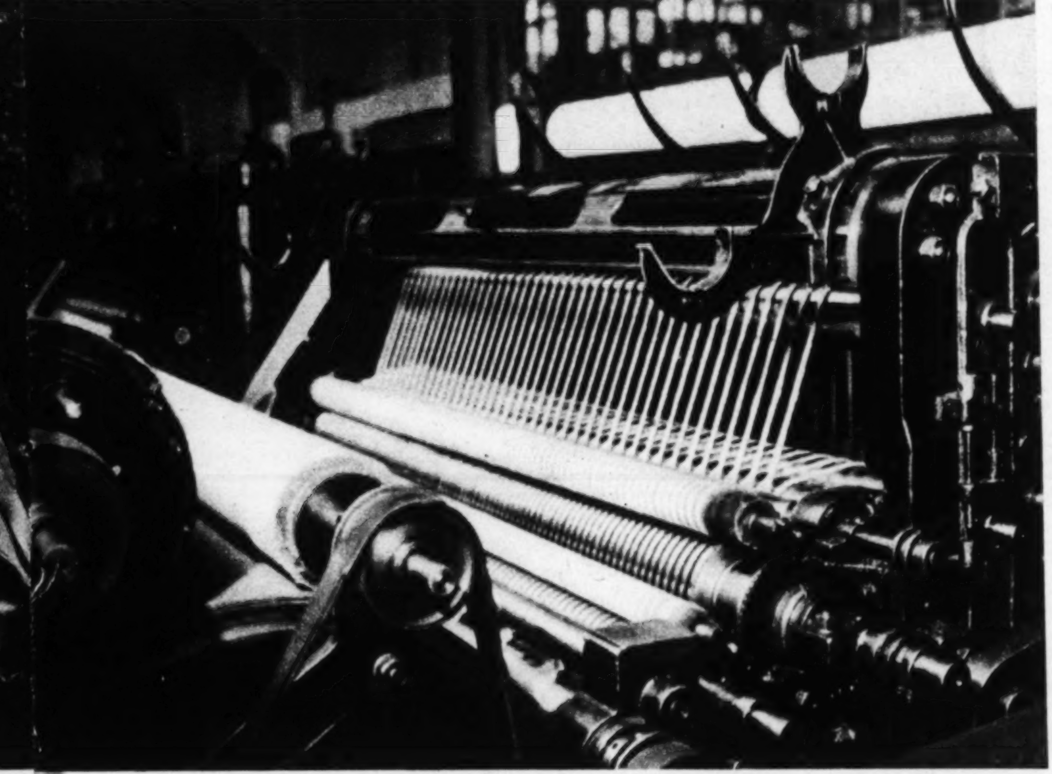
Aber es wurden neue Rohstoffquellen erschlossen bzw. bisher spärlich fließende Quellen zu großen Rohstoffströmen erweitert. Es war das das Gebiet der **Altstoffe**. Auch hier war der Weltkrieg ein ernster und mahnender Lehrmeister. Denn damals begann man mit der Erfassung der Altstoffe erst, **als es viel zu spät war**. Nachdem im Jahre 1917 freiwillige Sammlungen von Schulen und Landesvereinen des Deutschen Roten Kreuzes bewiesen hatten, daß hier noch große Rohstoffreserven zu mobilisieren waren, entschloß sich das preußische Kriegsamt dazu, am 8. Februar 1918 zu einer Sitzung nach Berlin einzuladen, wo man dem Altstoffproblem „näherzukommen" suchte. Unnötig zu sagen, daß man an die Spitze der anschließend gegründeten Kriegsgesellschaften für Altstoffe der verschiedensten Art natürlich niemand anders als Juden setzte, so daß z. B. die Brennesselsammlungen der deutschen Schulen im Jahre 1918, gestartet unter der Parole, daß vier Kilo Brennesseln ein Soldatenhemd ergeben, nicht unseren Soldaten zugute kamen, sondern einige jüdische Großschieber bereicherten!

Im neuen Deutschland werden weder jüdische Großschieber geduldet, noch hat man es überhaupt nötig, Brennesselsammlungen durchzuführen. Hier hat der **Reichsmarschall** schon 1936 im Zuge der Durchführung des ersten Vierjahresplanes die Behörde des Reichskommissars für Altmaterialverwertung gebildet, der es oblag, sich der Erfassung der wichtigsten Altstoffe, wie **Knochen**, **Schrott**, **Alttextil** (Lumpen), **Altpapier**, **Altgummi**, **Altleder** usw., aus den deutschen Haushalten zu widmen. Daß das überhaupt möglich war, verdankt er der tätigen Mitarbeit der Bewegung und ihrer Gliederungen und angeschlossenen Verbände, darunter insbesondere der Hitler-Jugend, dem BDM., dem Jungvolk und den Jungmädels, die in ihrer Freizeit Arbeitsstunden zur Altstoffsammlung zur Verfügung stellten, die in ihrer Höhe annähernd nur noch von den ehrenamtlichen Mitarbeitern des WHW. erreicht wurden. Er verdankt das aber auch dem Verständnis der deutschen Hausfrau, die ihre sprichwörtliche Sparsamkeit im eigenen Haushalt nun auch auf die notwendige Sparsamkeit und Verwertung auch des letzten Rohstoffes durch die ganze Nation übertrug und immer wieder willig die in ihrem Haushalt anfallenden Altstoffe zur Verfügung stellte.

Daß auf diese Weise große Mengen von Altstoffen zusammengetragen werden konnten, ist beinahe selbstverständlich. So konnte das Alt-



spricht, der zweihundertvierzigmal so groß wie der Stolz der Reichshauptstadt, der Tiergarten, ist oder in einer Breite von einem Kilometer von Berlin bis Amsterdam reichen würde.
Ähnliche Ergebnisse wurden auf dem Schrottgebiet oder auf dem Lumpengebiet erzielt, wo sich z. B. die Verarbeitung von Textilabfällen in den Reißwollfabriken im Jahre 1933 mit 55 000 Tonnen auf 1937 fast 170 000 Tonnen steigerte.
Ungeheure Mengen von Altstoffen sind es also, die der Vernichtung entzogen und dem Rohstoffkreislauf wieder zugeführt werden konnten. Zwei dieser Altstoffe, nämlich der Schrott und das Altpapier, haben noch eine besondere Bedeutung deshalb, weil sie gewissermaßen Rohstoffe in „Reinkultur" darstellen, die einer Veredelung oder Bearbeitung nicht mehr bedürfen, sondern — nach der entsprechenden Sortierung — gewissermaßen sofort wieder den Papiermaschinen oder den Hochöfen zugeleitet werden können. Ist der Verwendungszweck von Lebensmittel für die Truppe, die Seife, die eiserne Ration verpackt werden, da braucht man große Mengen von Dachpappen für Wehrmachtsbaracken, ja sogar die Schießscheibe auf dem Schießstand verbraucht einen großen Posten Altpapier. Nur um das in einem einzigen Jahr verbrauchte Papierholz in Deutschland zu befördern, sind 300 000 Güterwagen erforderlich, die zwei Güterzüge von Berlin bis Rom darstellen.
Noch weniger sieht man dem unscheinbaren Knochen aus Mutters Suppentopf seine Bedeutung an. Und doch ist er der unentbehrlichste Ausgangsrohstoff für nicht weniger als 80 Industrieprodukte. Man gewinnt aus ihm Glyzerin, der nicht nur als der Sprengstoff Nitroglyzerin den Engländern wenig Freude bringt, sondern außerdem noch als Bremsflüssigkeit für Geschützrückläufe, als Heizbäder für Feldküchen, als Gefrierschutzmittel für Flugzeugmotoren Verwendung findet. Daß medizinische — aus Knochenfett hergestellte — Seifen in Lazaretten benötigt werden, sei am Rande erwähnt. Wichtiger ist es, daß die komplizierten Mechanismen im Innern der Torpedos unserer U-Boote und Schnellboote ausschließlich mit aus Knochen gewonnenem Klauenöl geschmiert werden. Wer möchte unter diesen Umständen noch einen Knochen fortwerfen, anstatt ihn mit zur Schulsammlung zu nehmen?!
In der Luft, auf dem Wasser und zu Lande kämpfen die besten Soldaten der Welt gegen das plutokratische England. Wenn wir mit Stolz von ihnen sagen können, daß sie auch die bestausgerüsteten mit den besten Waffen der Welt sind, dann ist das zu einem bestimmten Anteil auch den Altstoffen zu verdanken, die nicht als „Ersatz", sondern als vollwertige und



. . . und hier läuft ein neuer Faden, aus Lumpen verfertigt nach einem langen technischen Verfahren auf dem Webstuhl



papieraufkommen des Jahres 1938 gegenüber dem sonst üblichen gewerblichen Anfall aus großen Zeitungs- und Druckereibetrieben um das Doppelte, nämlich von etwa 500 000 Tonnen auf 1 000 000 Tonnen gesteigert werden. Auch bei den Knochen zeichnete sich ein ähnliches Bild ab. Hier wurden von einem Gesamtanfall von 400 000 Tonnen jährlich durch den gewerblichen Handel aus Kantinen, Schlachthöfen, Metzgereien usw. jährlich etwa 50 000 bis 60 000 Tonnen erfaßt. Als der Reichskommissar für Altmaterialverwertung die Schulen mit der Knochenerfassung betraute, stieg das Ergebnis im Jahre 1937 schon auf 97 000 Tonnen, im Jahre 1938 sogar auf 125 000 Tonnen. Zum Transport dieser Knochenmengen würde man einen Güterzug benötigen, der von Berlin bis nahe an Frankfurt a. d. Oder reichen würde, während die gesammelte Altpapiermenge des Jahres 1938 dem Gegenwert eines 50 Jahre alten, für die Papierholzerzeugung schlagreifen Waldes entspricht …

Schrott eindeutig klar — der aus ihm gewonnene Stahl dient so ziemlich allen Zweigen der Rüstungsindustrie, dem Bau von Kriegsschiffen und U-Booten, der Geschütz- wie der Kampfwagenherstellung gleicherweise, um nur einige Beispiele zu nennen —, so sei doch noch einmal auf die besondere Bedeutung von Altpapier verwiesen.
Abgesehen davon, daß seine Sammlung Devisen spart — in den Jahren 1933 bis 1936 mußten neben der Inanspruchnahme des deutschen Waldes zur Deckung des deutschen Papierholzbedarfes über 10,5 Millionen Tonnen Holz im Wert von 220 Millionen Devisenmark eingeführt werden —, abgesehen von seiner Bedeutung für den zivilen Bedarf bei Zeitungen, Zeitschriften, Büchern, Pappen usw., hat der Rohstoff Altpapier auch eine ganz besondere kriegswirtschaftliche Wichtigkeit. Da werden Unmengen von Patronenschachteln verbraucht, da werden Wellpappen für die Umhüllung von Geschossen aller Art benötigt, da müssen die …

— wie bei den Knochen — überhaupt unentbehrliche Rohstoffe dazu beitragen, diese Waffen und diese Ausrüstung herzustellen. Nicht jeder von uns kann Soldat mit der Waffe in der Hand sein. Aber jeder von uns kann zum Endsieg beitragen, wenn er in der arbeitenden Front der Heimat seinen Mann steht. Auch ein Beitrag dazu ist die Sorge dafür, Altstoffe nicht achtlos zu vernichten, sondern sie zu sammeln und der Wiederverwertung zuzuführen.

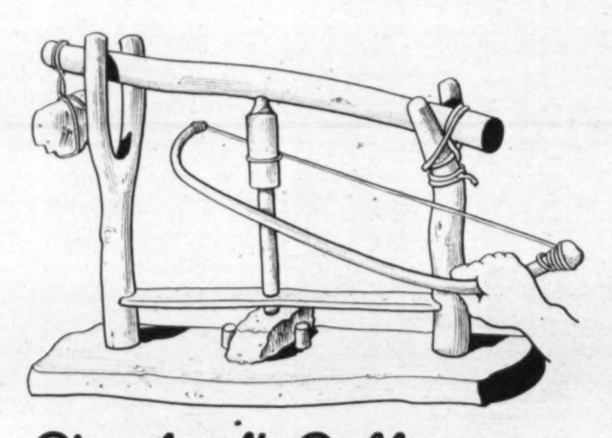
Jan Kondring

Worauf kommt es an?

Das Tier als „Handwerker":
Der Schneidervogel

Vom Geheimnis der

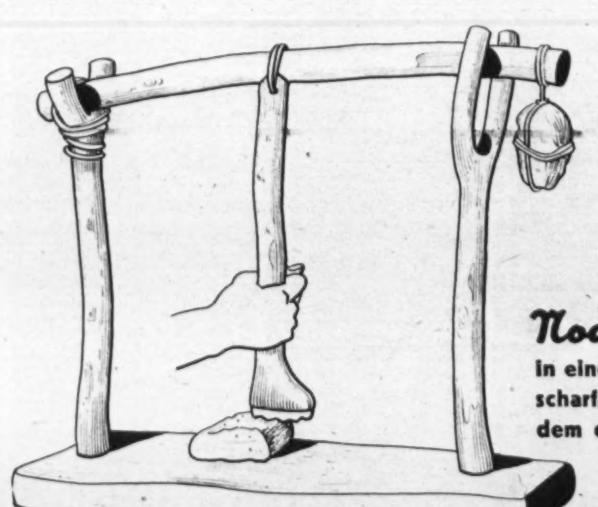
In jeder Erfindung steckt ein geheimnisvoller Kern, nämlich das, „worauf es ankommt". Allerdings ist dieser Kern oft unter einer Fülle von Zubehör und Begleiterscheinungen verborgen; bei nicht wenigen gerade der größten Erfindungen war er nicht einmal dem Erfinder selbst bekannt, sondern wuchs erst später hinzu, als die Erfindung sich zu ihrer endgültigen Form und Aufgabe entwickelte. Das Allermerkwürdigste aber geschah, wenn das, worauf es bei einer Erfindung ankam, schon längst bekannt war, ohne daß die Menschen zunächst imstande waren, das als notwendig und brauchbar Erkannte praktisch durchzuführen und anzuwenden. Es war dann nicht selten der Zauberer „Zufall", der einsprang.
Worauf kam es bei der Erfindung des Fernsehens an? Welcher „Kern" steckt im Dynamo, in der Erfindung des Papiers, des Flugzeuges und in all den anderen großen Erfindungen der Menschheit? So müssen wir fragen, wenn wir wirklich etwas w i s s e n wollen über den Motor oder die Photographie, über U-Boote, Fernrohre, Mondraketen oder Taschenuhren, über Schreibmaschinen, Fallschirme und Kino. Drum lies diese Aufsatzreihe mit. Du wirst viel dazulernen!



Die gefesselte Drehbewegung
Mit dieser Maschine haben die Steinzeitmenschen die Schaftlöcher in ihre Steinäxte gebohrt oder ihr Feuer erzeugt

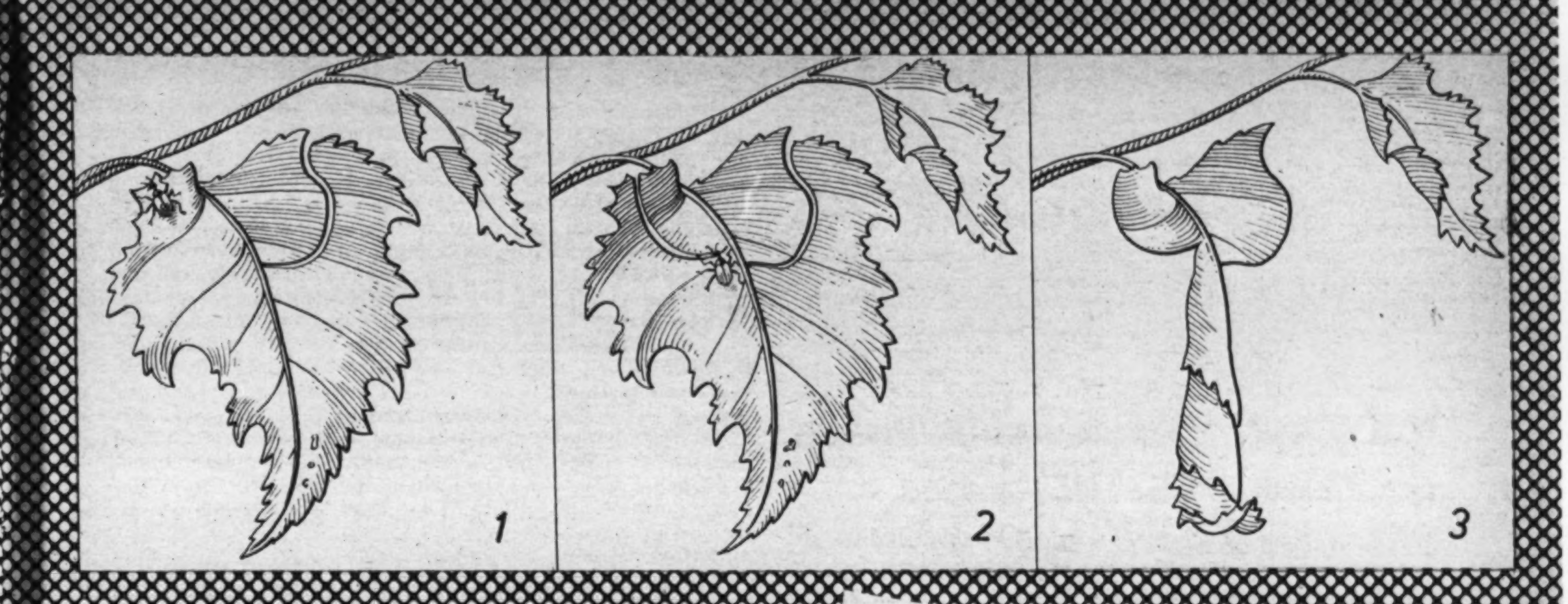
I.

Was war die erste Erfindung? — Über diese Frage könnten wir uns hier gleich zu Anfang ziemlich in die Haare geraten. Denn erstens waren wir nicht dabei, und zweitens steht sie — die erste Erfindung — in keinem Museum. Weil die Menschen nämlich bereits zu Erfindern wurden vor, nun sagen wir: einigen zehntausend Jahren. — Wenn nun aber einer behaupten würde, das erste, was der Mensch erfunden habe, sei sein Handwerkszeug, seien seine Waffen und seine Kleider gewesen, so würden wir sagen: du hast recht und auch wieder nicht. Recht hast du insofern, als



Noch eine andere „Urmaschine"
In einen pendelnden Balken setzte der Steinzeitmensch einen scharfkantigen, gezähnten Stein von großer Härte ein, mit dem er dann andere Steine „in Scheiben schneiden" konnte

Abb. 3 und 4 Nach dem Modell der Modellwerkstatt des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte Berlin



Ein „Erfinder" mit sechs Beinen

Man könnte den Birkenwickler, einen kleinen Rüsselkäfer,
direkt als den „Ingenieur des Waldes" bezeichnen; denn es
sieht fast so aus, als habe er Mathematik studiert. Wenn er
Birkenblätter zu Tüten zusammenwickeln will, um seine Eier
in diese Tüten zu legen, nagt er in das Blatt zwei merkwürdige
Linien, die das Blatt in Stand setzen, sich ganz von allein zu
der „gewünschten" Tüte zusammenzurollen. Mathematiker
haben die Kurven dieser Linien nachgemessen und festgestellt,
daß man sie auch nicht um e i n e n Millimeter genauer zu
ziehen brauchte, wenn man „absichtlich" aus dem Birkenblatt
eine Tüte machen wollte. - Hier bringt also der geheimnisvolle In-
stinkt des Tieres etwas zuwege, wozu der Mensch nur nach langer
Überlegung auf Grund seines Denkvermögens fähig sein würde

großen Erfindungen

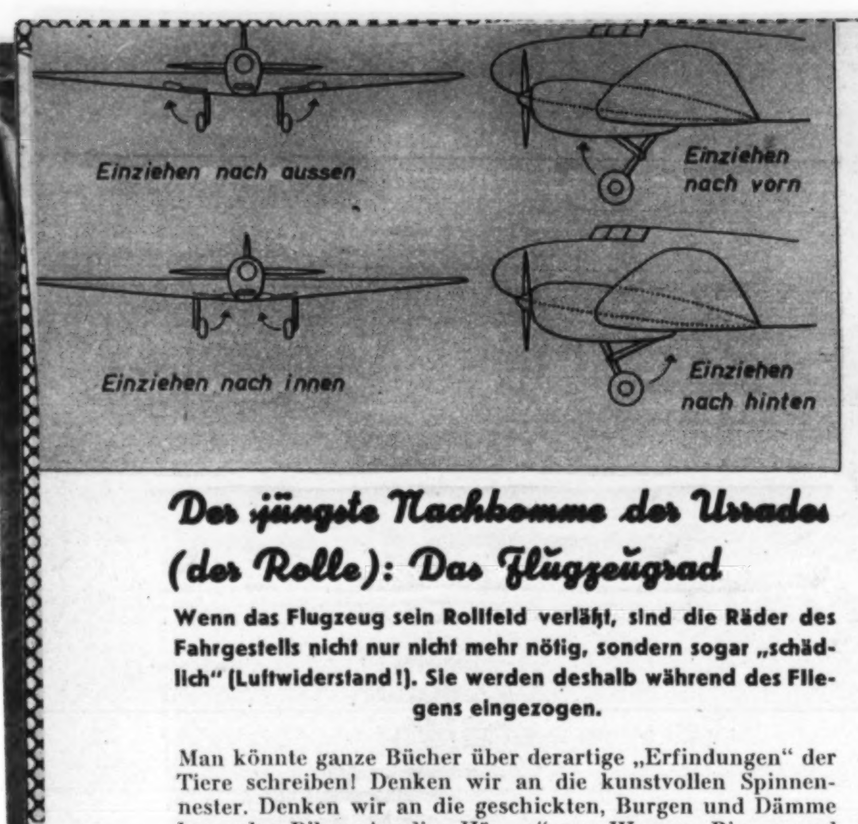
der sogenannte Urmensch „natürlich" in erster Linie Waffen brauchte, wenn er beispielsweise auf die Jagd nach einem Mammutbraten gehen wollte. Und wenn es außerhalb seiner Höhle regnete, schneite oder fror, dann mußte er sich „natürlich" was anziehen, z. B. einen Pelzmantel, den er vorher irgendeinem erjagten Pelztier „ausgezogen" hatte, wozu er „natürlich" gleichfalls Handwerkszeug brauchte. Das Mammut wiederum mußte er „natürlich" erst irgendwie zerkleinern, bevor er es — braten konnte. Aha: braten! Dazu brauchte er nicht nur einen Bratspieß oder ein sonstiges Kochgerät, sondern auch — Feuer (und zum Feuermachen Brennmaterial, das ebenfalls mit Werkzeugen zerkleinert werden mußte) ...

Wir werden uns mit dem Feuer später noch ausführlich zu beschäftigen haben und dann untersuchen, ob dieses Feuer vielleicht die erste „Erfindung" des Menschen gewesen ist (manche behaupten das). Zunächst müssen wir hier erst einmal Waffen, Werkzeuge, Kleider usw. als „Erfindungen" im eigentlichen Sinne dieses Wortes ablehnen. Erfindungen sollen nämlich etwas Neues sein! Darauf kommt es zunächst einmal an! Und so steht es übrigens auch im Patentgesetz, durch das der Staat den Erfinder einer wirklich neuen Sache davor schützt, daß andere seine Erfindung nachmachen und ihm dadurch Erfolg und wirtschaftlichen Nutzen vor der Nase wegschnappen. Wenn also eine Erfindung — das wollen wir hier schnell noch erwähnen, bevor wir wieder auf den Urmenschen (zu dessen Zeiten es noch kein Patentgesetz gab) zu sprechen kommen —, wenn also eine Erfindung patentiert werden soll, dann muß erst einmal ganz genau geprüft werden, ob sie auch wirklich „neu" ist. Und so gibt es in unserer Reichshauptstadt ein schönes, großes Haus, das Reichspatentamt, wo die Erfinder ihre Erfindungen, vom elektrisch beleuchteten Stopfpilz bis zur riesigen Spezialbetonmischmaschine, auf deren Neuheit prüfen lassen müssen, wenn sie darauf ein Patent haben wollen. Davon, was in diesem Patentamt alles passiert, wird vielleicht an anderer Stelle noch einmal besonders zu berichten sein.

Jetzt zurück zum Urmenschen. Wenn wir uns dessen Werkzeuge, Kleider usw. einmal daraufhin anschauen, ob sie als Erfindungen „neu" waren, so bleibt uns allerdings nichts übrig als zu sagen: nein. Denn das waren alles Sachen, die er sich gewissermaßen aus der Natur abgeguckt hatte. Daß bei den Tieren — und übrigens auch bei den Pflanzen! — Waffen, Werkzeuge und Kleider „angewachsen" waren, während der Mensch sie sich herstellte, das macht dabei, was die Frage der Neuzeit betrifft, nur einen kleinen Unterschied; wenn wir natürlich auch ehrlich zugeben wollen, daß es immerhin schon ein Zeichen von Klugheit, Geschicklichkeit und von jener, die anderen Lebewesen überragenden Intelligenz war, daß sich der Mensch Gebrauchsgegenstände, die ihm die Natur nicht mitgegeben hatte, selbst schaffen konnte.

Nun aber die Anwendung beispielsweise von Werkzeugen! Hat — um hier nur ein Beispiel zu nennen — der Mensch das Nähen erfunden? Leider nein. Denn es gibt seit undenklichen Zeiten einen Vogel, der nähen kann und den man deshalb Schneidervogel genannt hat. Er lebt in Indien und Südchina. Seine Heimat ist zugleich die Urheimat der Baumwolle. Aus dieser verfertigt der nestbauende Vogel zunächst einen festgesponnenen Faden (er kann also auch spinnen!); dann sucht er sich an einem Baumast zwei dicht beisammenstehende Blätter aus, legt diese mit Hilfe der Füße und des Schnabels der Länge nach aufeinander und näht sie in dieser Lage an ihren Rändern von der Spitze bis etwa zur Mitte zusammen. Er nimmt bei dieser Tätigkeit den Faden in seinen spitzen Schnabel, durchsticht mit diesem die vereinten Blattränder und zieht dann den Schnabel zurück, jedoch ohne den Faden wieder mitzunehmen. Nun faßt er den Faden von der anderen Seite erneut mit dem Schnabel und setzt seine Näharbeit so lange fort, bis er die beiden Blätter wie zu einem Sack zusammengenäht hat.

Der Schnabel des Schneidervogels verrichtet hier also den gleichen Dienst, wie beim menschlichen Schneider die Nadel, mit dem einen Unterschied allerdings, daß der Vogel bei jedem Stich neu „einfädeln" muß, da seine „Nähnadel" ja angewachsen ist. — Der Nestsack wird dann innen mit Baumwolle und Roßhaaren ausgepolstert. — Ja, und nun das Merkwürdigste: ein Verwandter des indischen Schneidervogels, der auf den Inseln Borneo und Sumatra lebende sogenannte schwarzkehlige Schneidervogel, macht, wenn er seinen Nest- und Schlafsack zusammengenäht hat, in den Faden zum Schluß noch einen Knoten!



Der „jüngste Nachkomme der Urrades (der Rolle): Das Flugzeugrad

Wenn das Flugzeug sein Rollfeld verläßt, sind die Räder des Fahrgestells nicht nur nicht mehr nötig, sondern sogar „schädlich" (Luftwiderstand!). Sie werden deshalb während des Fliegens eingezogen.

Man könnte ganze Bücher über derartige „Erfindungen" der Tiere schreiben! Denken wir an die kunstvollen Spinnennester. Denken wir an die geschickten, Burgen und Dämme bauenden Biber. An die „Häuser" von Wespen, Bienen und Termiten, von den Nestern des Webervogels, des Töpfervogels ganz zu schweigen. Ja, man ist wirklich versucht zu behaupten, daß der Mensch in seinen ersten Anfängen weiter nichts hätte zu tun brauchen, als bei all diesen tierischen Handwerkern in die Lehre zu gehen, um selbst ein tüchtiger und vielseitiger Handwerksmeister im eigenen Hause zu werden. — Selbstverständlich ist aber die Sache nicht so gewesen, und der Mensch hat also zum Beispiel das Nähen nicht vom Schneidervogel gelernt. Vielmehr hat er es auf Grund seiner schöpferischen Vernunft dahin gebracht, eine Handlung auszuführen, zu der das Tier von der schöpferischen Natur mit einem besonderen „Trieb" begabt worden ist, mit jenem Trieb, für den die Menschen ein schönes Wort erfunden haben, das Wort „Instinkt", unter dem sich allerdings die meisten doch nichts Rechtes vorstellen können.

Es ist demnach klar: wir können den Urmenschen nicht lediglich deshalb, weil er vernünftig, das heißt als Mensch handelte, zum Erfinder ernennen. Diesen besonderen Ehrennamen können wir ihm vielmehr erst dann zulegen, wenn wir ihn etwas schaffen sehen, was es in der Natur noch nicht gab, etwas völlig Neues, Erstmaliges!

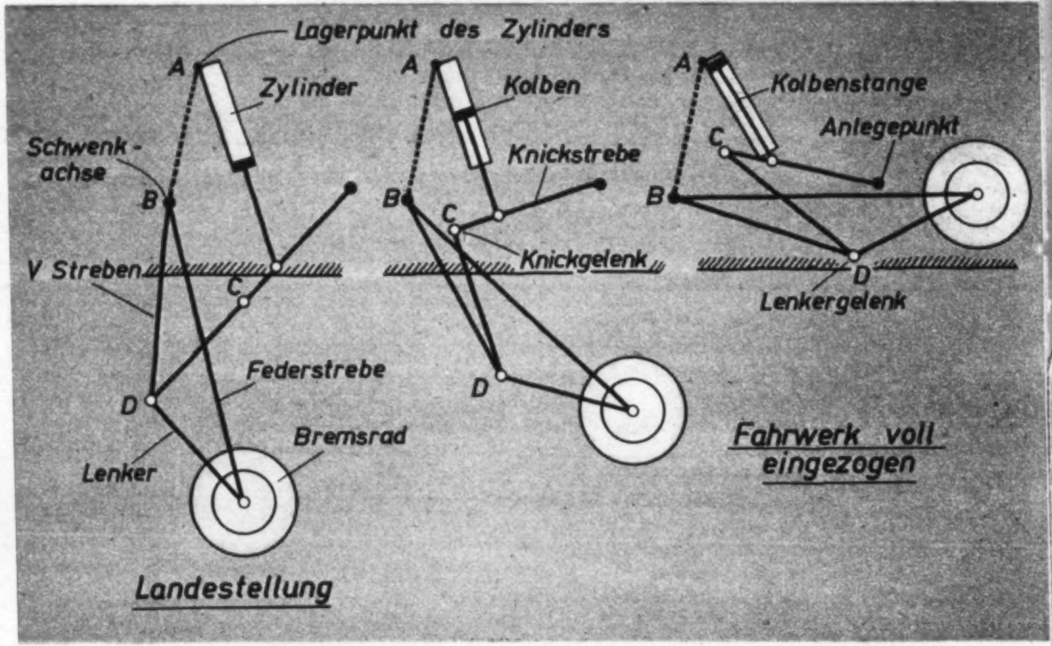
Folglich ist es auch mit dem Feuer nichts, das es bekanntlich auch unabhängig von Menschen in der Natur gibt, beispielsweise in feuerspeienden Bergen, oder wenn der herabzuckende Blitz einen morschen Baum in Flammen aufgehen läßt? — Wir sind noch immer nicht so weit, diese Frage hier endgültig zu beantworten, sondern müssen, bevor wir unseren Urmenschen sein erjagtes Mammut „scheibenweise" am Feuer braten lassen, erst noch einmal darüber nachdenken, wie er wohl so ein Riesenbiest bis zu seiner Wohnhöhle „transportiert" haben mag. Um es einfach bei den Hinterbeinen zu nehmen und auf dem Boden entlang zu schleifen, dazu reichte die Kraft eines gewiß recht kräftigen Urmenschen nicht aus! Natürlich konnte er das Tier stückweise heimschleppen. Aber da bestand die Gefahr, daß ihm derweilen das Übrige von Raubtieren oder unfriedlichen Nachbarn, nun sagen wir schon: aufgefressen wurde.

Wie lange mag es gedauert haben, bis zum erstenmal ein Mensch dahinter kam, sich zum Transport einer zum Tragen oder Schleifen zu schweren Last untergeschobener „Rollen" zu bedienen?! — Vielleicht war es so, daß einmal einer an einer abschüssigen Stelle einen Baum gefällt hatte, um aus dem Stamm z. B. Pfosten für die Höhlentür zu zimmern. Als aber der gefällte Baum von den sperrigen Ästen befreit war, da ... kam der schwere, runde Stamm plötzlich ins Rollen und lief so gewissermaßen „von alleine" ein Stückchen „nach Hause"! — Nach einer solchen Entdeckung können wir es dem Urmenschen nicht verdenken, wenn er in Zukunft Baumstämme nicht mehr „schleppte", sondern seine Kraft sparte und sie heimrollte; und daß er schließlich auch andere schwere Lasten, Bausteine für die Wohnung, große Beutestücke und dergleichen auf Rollen praktizierte und abtransportierte.

Aus dieser Rolle aber, dieser Menschenkraft sparenden Transporteinrichtung, mag dann die erste wirkliche Erfindung des Menschen hervorgegangen sein: das Rad! Als dieses Rad so weit entwickelt war, daß es durch eine Achse drehbar an einem Wagen befestigt werden konnte, da war dann wirklich etwas ganz Neues, Erstmaliges entstanden. Denn nirgendwo in der Natur gibt es die sogenannte „gefesselte" Drehbewegung. — Die Drehbewegung selbst zwar ist auch in der (nicht vom Menschen erfundenen) Natur zu Hause, vom sich drehenden Weltenkörper bis hinab zum Rädertierchen im Wasser, jenem winzigen Lebewesen, das uns nur durchs Mikroskop sichtbar wird. Während aber sämtliche Hebelbewegungen, Kugelgelenkeinrichtungen usw. in den Gliedmaßen von Tier und Mensch bis zur höchsten Vollkommenheit entwickelt sind: die ununterbrochene Drehbewegung um eine feste Achse gibt es in der Natur nirgendwo und kann es auch nicht geben, weil ja diese Drehbewegung notwendigerweise jegliche feste Verbindung (etwa durch Sehnen, Nerven und Adern) ausschließen würde, jegliches Gewachsene, das zusammengehört, aber nicht ohne derartige Verbindungen lebensfähig — und also bewegungsfähig! — sein könnte.

Das ist also die Besonderheit des Rades: daß hier eine ununterbrochene freie Bewegung stattfindet, die trotzdem nicht nur dem sich frei bewegenden Körper (d. h. also dem Rade) selbst dient, sondern die trotz ihrer „Freiheit" gefesselt ist an einen Dienst, dem sie nutzbar wird. Das ist es also, worauf es beim Rade ankommt. Und diese Einrichtung hat also ganz allein der Mensch erfunden, wenn freilich auch jener unbekannte Urmenscherfinder nicht ahnen konnte, zu welcher riesenhaften Bedeutung sich ein Rad emporentwickeln würde...

Die Sage der Griechen erzählt von Prometheus, der einst



Das Flugzeugrad verschwindet im Flügel

das Feuer vom Himmel geholt und damit die wichtigste Naturkraft in den Dienst der Menschheit gezwungen habe. Hat der Mensch nicht auch das Rad vom Himmel auf die Erde herabgeholt und das Gesetz, nach dem jedes Gestirn im Weltall kreist, in seinen Dienst gezwungen? — Ja, selbst die Erzeugung von Feuer, wurde sie dem Menschen nicht erst durch die gefesselte Drehbewegung eines Stabes möglich, dessen Reibungswärme den zündenden Funken auslöst? Und schließlich, wie merkwürdigt: diejenige Maschine, die am Eingang unseres Zeitalters der Technik steht, die Dampfmaschine, verband sie nicht zum ersten Male die Wärmekraft des Feuers mit der Schwungkraft des Rades?
Freilich, welch ein weiter Weg bis dahin! Jahrtausendelang diente das Rad am Wagen, ein bescheidener Knecht. Nur selten einmal wurde seine Kraft in anderer Form ausgenützt. Zum Maschinenteil im eigentlichen Sinne wurde es als Zahnrad, das die Drehbewegung und ihre Kraft auf Nachbarachsen zu übertragen vermag, oder zum Beispiel als Spinnrad, Töpferscheibe und Mühlstein, als Wassermühlrad oder Schöpfrad. Und dann entstanden Uhren mit Rädern und Rädchen, und das Zahnrad feierte in hunderterlei Form seine Triumphe. — Aber noch waren die Möglichkeiten des Rades nicht erschöpft. Immer schneller drehten sich die Räder, immer besser wurde die Lagerung der Achse. Das Fahrrad erschien auf dem Plan. Motoren, sausende elektrische Anker sangen das Lied vom Rad. Propeller begannen zu kreisen...
Das Wort Maschine kommt aus dem Griechischen und heißt dort u. a. „Erfindung". Das Rad aber ist nicht nur Bestandteil von Maschinen, sondern war, wenn wir so sagen wollen, „die erste Maschine". Und also auch die erste Erfindung. (Weitere Beiträge folgen) Hans Knothe



Tagebuchaufzeichnungen von der Japanfahrt der HJ. 1940



Auf dem Dach des Stadtamtes in Hsinking

4. 11. Vormittags im Gebäude der „Tokyo Nichi-Nichi" (große Tageszeitung) unter dem Vorsitz unseres alten Bekannten Kato-san eine Aussprache mit japanischen Jugendführern, die sehr interessant und für beide Teile nützlich und fruchtbar verläuft. Kurihara-san, Führer des damaligen Jungmänner-Verbandes „Seinendan", äußert sich ausführlich und sehr folgerichtig zur Frage des Zusammenschlusses der verschiedenen japanischen Jugendverbände, der mittlerweile auch erfolgt ist. Nachmittags kurzer Besuch der Sumo-Meisterschaften von Berufskämpfern. „Sumo" ist unserem Ringkampf ähnlich. Eine begeisterte Ovation empfängt uns bei unserem Eintreffen im Stadion; der kaiserliche Prinz Asaka begrüßt uns freundlich. — Die Fülle der Eindrücke und der Erlebnisse häuft sich. Die Möglichkeit, Tagebuch zu führen und Berichte zu schreiben, bietet sich selten. Darum heute hiesige BDM.-Mädel organisiert und während des Restes des Tages stundenlang diktiert.

5. 11. Mittags Gast bei Herrn Jinou, Direktor des Mitsubishi-Konzerns, in prächtiger Villa inmitten eines großen, höchst gepflegten Parks mit vielen japanischen Zwergbäumen und Sammlung von Chrysanthemen. Nachmittags Besuch der Universität. Kranzniederlegung am Ehrenmal der deutschen Gelehrten Belz und Skriba. Abends Rundfunkansprache an die gesamte japanische Jugend im Tokioter Sender. Anschließend singen wir. Dann spricht Ministerialdirektor Asahina, der 1938 die erste japanische Jugendführer-Austauschabordnung führte, über Aufbau und Arbeit der HJ.

6. 11. Besichtigung von Kunstschätzen, alten Schriften und Kulturgütern und Waffen, die aus dem „Shosoin" (kaiserliches Schatzhaus) stammen und der Öffentlichkeit zum ersten Male gezeigt werden. Danach Besuch einer Gemäldegalerie. Nachmittags Rundgang durch die riesigen Werkräume der Nippon Electric Co. Abends Bankett des Kultusministers.

7. 11. In einer Militär-Vorschule, sehr spartanisch. Nehmen an einer Übung teil: Bambusstangen dick mit Stroh umwickelt, in Wasser aufgeweicht, auf einem Holzbock aufgestellt, sind mit dem scharfen Schwert mit einem Hieb zu durchschlagen. Das oben abgeschlagene Stück muß fallen, das untere auf dem schmalen Bock stehen bleiben. Wir schneiden gut ab.

8. 11. Besuch des Ausbildungs- und Vorbereitungslagers für Mandschukuo-Siedler in Utihara. An alles ist gedacht, selbst an Schneiderei, Bäckerei, Schmiede. Nachmittags Rundgang durch die Marine-Flieger-Schule Kasumigaura. Herzlich-kameradschaftliches Essen und Beisammensein mit japanischen Marineoffizieren.

9. 11. In einem Heim mit Abendschule für Angestellte der Läden und Geschäfte eines kleinen Vorortbezirks. Die Inhaber dieser Geschäfte schufen und unterhalten freiwillig diese schöne soziale Einrichtung. Dann große Aussprache mit Jugendführern- und -führerinnen. Wir besprechen die Möglichkeit eines Führerinnen-Austauschs Deutschland—Japan. Auch die japanische Austauschgruppe, die sich jetzt in Deutschland aufhält, treffen wir hier zum erstenmal. Abends Teilnahme an der Feier der Ortsgr. Tokio, Hauptbefehlsleiter Claus Selzner spricht.

10. 11. Höhepunkt unserer Japanfahrt: Feier des 2600 jähr. Bestehens des japanischen Kaiserhauses und damit des Reiches. Wir sind, abgesehen vom diplomatischen Korps, die einzige ausländische Delegation. Aufmarschgelände ist der große festlich geschmückte Platz vor dem kaiserlichen Palast. An seiner Stirnseite Festhalle für Ihre Majestäten den Kaiser und die Kaiserin, die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen, den Hofadel, die Minister und die Diplomaten. Davor Bänke mit Tischen und Stehplätze für 65 000 Teilnehmer. Wir sitzen weit vorn und können alles gut übersehen. Feierliche Stille bis ein fernes Trompetensignal die Abfahrt des Tenno vom Palast ankündigt. Die riesige Menschenmenge erhebt sich und verneigt sich, als der Tenno und die Kaiserin auf der Tribüne erscheinen und Platz nehmen. Ministerpräsident Fürst Konoye verliest eine Erklärung, der Tenno spricht kurz, die japanische Nationalhymne folgt auf ein dreifaches „Banzai". Kein Jubel, kein Drängen, keine Hast und kein Lärm, sondern feierliche Ruhe und Sammlung, ehrfürchtige Ergriffenheit, langsame abgemessene Bewegungen, feierlich ruhiges Kommen und Gehen der Riesenmenge. Wir erleben eindrucksvoll die tiefinnerliche Verbundenheit des japanischen Volkes mit seinem Kaiserhaus. — Nachmittags Empfang des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts. Viele wesentliche Persönlichkeiten von deutscher und japanischer Seite. Freundlich, fröhlich, zwanglos. Wir singen HJ.-Lieder, zum Schluß auch das japanische Nationallied „Miyo Tokai" (Aikoku-Kosinkyoku), mit dem wir schon oft Staunen erregt haben und das wir meisterhaft beherrschen. Einer von den japanischen Kameraden, die 1938 in Deutschland weilten, singt

alle Strophen des Liedes von der „Schwarzbraunen Haselnuß"; dann tragen einige Japanerinnen ein Volkslied vor, und unsere BDM.-Mädel aus Tokio bringen mit deutschen Volksliedern den Abschluß. Abends singen wir im Columbia-Haus den deutschen Text des Dreimächtepakt-Liedes auf Schallplatten. Der Dichter dieses Liedes, Aoki, und der Komponist, Yamada, sind persönlich anwesend. Professor Yamada, der bedeutendste japanische Komponist, der ausgezeichnet deutsch spricht, leitet die Proben persönlich. Anschließend „Bierabend" mit japanischen Studenten in unserem Hotel.

11. 11. Mittags wieder auf dem Festplatz vor dem Kaiserpalast; der Tenno bewirtet heute seine Gäste. Die gleichen Zeremonien und dieselbe Feierlichkeit wie am Vortage. Wir lassen am Portal den Zug an uns vorbeimarschieren und drücken tausend Hände.

12. bis 14. 11. Nach den anstrengenden Tagen in Tokio kleine Erholungsreise nach dem Seebad Atami, nach Numazu, Shizuura, Ihara, Shimizu und Shizuoka. Unterwegs lange Unterhaltungen mit Dr. Donat, dem Leiter des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts in Tokio, einem ausgezeichneten Kenner Japans, der uns viel Wesentliches und Aufschlußreiches sagt. Dampferfahrt, Angeln, Besuch einer Mandarinen-Plantage und einer Nährmittel- und Konservenfabrik. Zurück nach Tokio.

15. u. 16. 11. Einkäufe, Stadtrundfahrt, kleine Besichtigungen.



Reichsjugendführer Artur Axmann im Gespräch mit dem Sendboten des Tenno, Außenminister Matsuoka, beim Empfang des Reichsaußenministers für den hohen japanischen Gast im Neuen Palais in Potsdam

Sonderaufnahme für die „Junge Welt" von Helmut Laux

30. März 1941

Nach dem Erscheinen des Kaisers verliest der amerikanische Botschafter als Doyen des Diplomatischen Korps eine Glückwunschadresse und Prinz Takamatsu, Bruders des Tennos, eine Botschaft. Dann altjapanische Musik und Tänze vor der Festhalle. Während dieser Vorführungen essen wir. Auf den Tischchen vor den Bänken liegen tausende von Päckchen mit Eßwaren, Brot und kleine, mit Sake (Reiswein) gefüllte Fläschchen, dazu ein Päckchen mit Festschriften. Dann „Banzai"-Ruf, die Menge singt „Kimigayo" (Nationalhymne), der Tenno verläßt den Festplatz. Nachmittags sprechen wir im Senderaum der Nippon Hoso Kyokai (Japanische Rundfunkgesellschaft) über unsere bisherigen Erlebnisse und besonders über unsere Teilnahme an der großen 2600-Jahr-Feier. Diese Sendung wurde auch nach Deutschland übertragen. Abends Essen im kleinen Kreise beim Botschafter Ott. Unterwegs endlose Umzüge der festesfrohen Menschen mit unzähligen, tausenden von Laternen und Fahnen. Man erkennt uns, bringt uns Ovationen, umringt uns, drückt uns Laternen und Fahnen in die Hand. Kaum sitzen wir beim Abendessen, marschiert draußen vor der Botschaft ein Laternenumzug auf, um den Botschafter zu ehren.

17. bis 20. 11. Abfahrt und Abschied von Tokio, über Karuizawa und Tojama nach Kanazawa. Besichtigung des Parks, wo uns Tänze, u. a. der Löwentanz, vorgeführt werden. In einer Porzellanfabrik bestaunen wir künstlerische Form und Ausführung herrlicher Vasen. — Weiter an der Küste des Japanischen Meeres entlang nach Fukui. Zwei Tage verbringen wir in dem buddhistischen Tempel in Eiheiji. Gewaltige Anlage am Berghang unter uralten Bäumen mit unzähligen Treppen, Gängen, Höfen, Stockwerken. Wir erleben nachts Meditationsübungen und nehmen an einer mehrstündigen heiligen Zeremonie teil. Gemeinsames feierliches Essen mit Abt und Priestern. Weiterfahrt nach der alten Kaiserstadt Kioto.

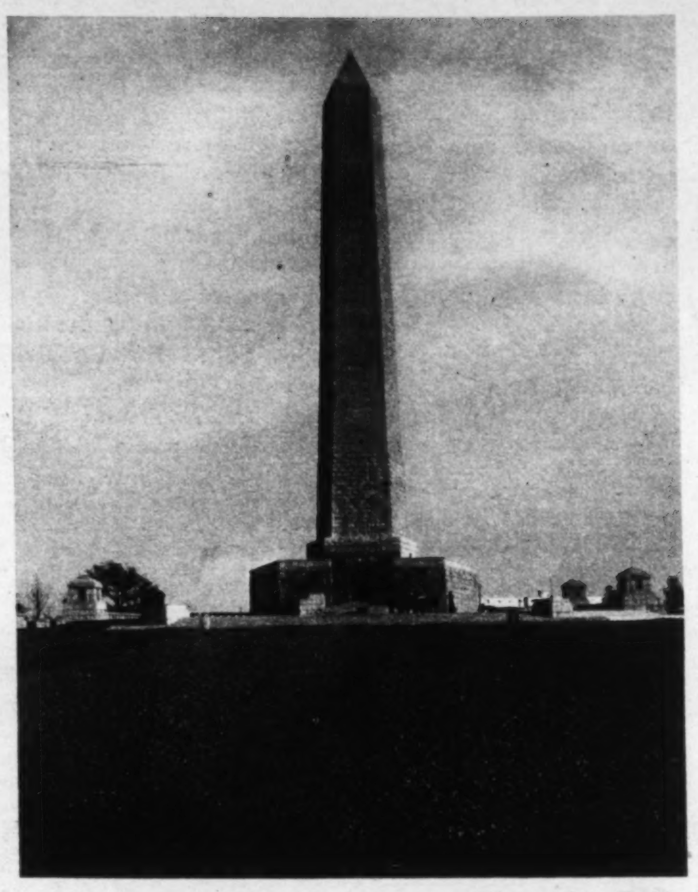
21. u. 22. 11. Besichtigung der Stadt und der herrlichen kaiserlichen Paläste mit selten schönen Gärten, Besuch einer Malschule sowie eines besonders für uns veranstalteten „Noh"-Spieles (Bühnendrama mit Rezitativ-Gesängen und Musik) unter der sachkundigen Führung von Dr. Eckardt, dem Leiter des Japanisch-Deutschen Forschungsinstituts in Kioto. Der freundliche Gouverneur der Provinz

empfängt uns überaus herzlich. Wir wohnen im hochmodernen Miyako-Hotel, wo uns Prinz und Prinzessin Takamatsu sehr freundlich begrüßen und sich zwanglos mit uns unterhalten. Generalkonsul Balser aus Kobe-Osaka besucht uns. Abends schönes Beisammensein mit Japanern und Deutschen im geschmackvollen und gemütlichen Gesellschaftsraum des Instituts. In einer Berufsschule erstaunliche vormilitärische Ausbildung mit Vorführung von Großübungen für uns.

23. u. 24. 11. Weiterreise nach Nara, unterwegs in Momoyama Besuch an den Gräbern des Kaisers Meiji und der Kaiserin Shoken. In Nara fütterten wir die hunderte von heiligen zahmen Rehen im berühmten Nara-Park. Besuch der herrlichen alten Tempelanlagen, besonders des „Todaiji" mit dem „Daibutsu", dem großen Buddha (größte Buddhafigur Japans, 16 m hoch) und der über 4 m hohen und mehr als 1200 Jahre alten Glocke. — Wir stehen auch am Grabe des Jimmu-Tenno, des ersten japanischen Kaisers.

25. 11. Nachmittags Ankunft in Kobe. Einige schöne Stunden gemeinsam mit der deutschen Gemeinde und dortigen Kameraden und Kameradinnen verbracht. Abends Abreise nach Shimonoseki.

In Shimonoseki haben wir auf unserer Reise zum erstenmal den Boden des eigentlichen Japan betreten. Am 26. 11. morgens sind wir auf der Rückreise zum zweiten Male hier. Wir fahren jedoch weiter, wieder mit der Fähre nach Moji hinüber und machen jetzt eine neuntägige Rundreise durch Kyushu, die südlichste der vier größten Inseln Japans, die wir auf der Herreise nur flüchtig berührten. Wir fahren mit der Bahn von Moji über Beppu nach Mijasaki ins eigentliche Ursprungsland. Hier Teilnahme an großer nächtlicher Feier am Nationaldenkmal im Beisein des Prinzen Takamatsu. Fahrt nach der Insel Aoshima mit tropischer Vegetation und dem Udo-Schrein in einer Felsenhöhle am Meer, dem Grabe des Vaters des Jimmu-Tenno. Vor dem Kirisima-Jingu (Schrein) erinnert ein kleines Bäumchen



Ehrenmal in Harbin



Jugendorganisation beim praktischen Arbeitseinsatz

an den Besuch der ersten HJ.-Führerabordnung 1938. Der südlichste Ort, den wir erreichen, ist Kagosima. Hier haben wir ein frohes Treffen mit dem väterlichen Freund und Gönner der HJ., dem liebenswürdigen Admiral Takeshita. — Vom hochgelegenen Park herrlicher Ausblick über die Meeresbucht und auf den Vulkan Sakurajima.

Durch das Kirisima-Kagosima-Gebiet begleitet uns Pg. Putscher, ein deutscher Lehrer, der im Besitze von — man staune — echtem Schwarzbrot ist, allerdings nicht lange, denn es wandert schleunigst in sechs HJ.-Mägen. Die Weiterreise nach Norden unterbrechen wir in Kumamoto und machen einen zweitägigen Abstecher auf den tätigen Riesenvulkan Aso-san mit fünf Gipfeln und vielen Kratern. Wir stehen am Kraterrand, ununterbrochen quillt Wolke auf Wolke von Rauch und Schwefeldämpfen empor, im Erdinnern rollt und dröhnt es, ein einzigartiges Erlebnis. — Am 4. Dezember treten wir von Moji mit dem Dampfer die dreitägige Überfahrt nach dem nordchinesischen Kontinent, nach Tientsin, an. Am Vormittag habe ich die Gruppe verlassen und fliege auf einige Tage nach Tokio zurück. Die Geschenke des Reichsjugendführers sind eingetroffen, und ich überreiche sie dem Ministerpräsidenten, dem Außenminister, dem Kultusminister, dem Kriegsminister und dem Marineminister sowie dem Deutschen Botschafter. Überall werde ich sehr freundlich aufgenommen, besonders eindrucksvoll ist die Audienz beim Fürsten Konoye, der lange mit mir spricht und herzliche Worte für uns findet, und sich auch an unseren Besuch bei ihm im Jahre 1938 erinnert. Dann fliege ich zwei Tage von frühmorgens bis abends spät, um wieder zur Gruppe zu stoßen, die inzwischen von Tientsin nach Peking weiterfährt. Auf dem Hinflug nach Tokio sehr ich ganz nahe den Fuju-san bei Sonnenuntergang, ein unbeschreiblich schönes Bild; auf dem Rückflug passieren wir ihn bei Sonnenaufgang, wieder ein Erlebnis, das ich niemals vergessen werde. Die Inlandsee ist von märchenhafter Schönheit, wir fliegen über die Kriegsflotte hinweg, die in der Nähe des Kriegshafens Kure ankert. Eine unübersehbare Zahl stählerner Kolosse, eine einzigartige Demonstration der Macht Groß-Japans. In Fukuoka (Kyushu) Zwischenlandung, dann über die historische Straße von Tsushima, hinüber nach Tyosen (Korea). Landung in Keijo, dann über Dairen und Tientsin nach Peking. Das nordchinesische Land ist flach und gleicht aus 2000 m Höhe einer unendlichen gelben und toten Wüstenfläche. Mitten darin liegt Peking. Es taucht auf wie ein Zaubergarten aus Tausendundeiner Nacht, mit vielen grünen Flächen, leuchtendbunten Farben seiner Paläste, Tempeln, Mauern, Gräben. In Peking treffe ich meine Kameraden wohlbehalten wieder. Die Heimreise geht weiter über Peking mit einem Abstecher zum Prinzen Teh Wang nach Kalgan in der Inneren Mongolei, Hsinking und Harbin nach dem sibirischen Grenzort Otpor, wo uns eine Quarantäne sechs Tage aufhält. Dann geht es weiter in siebentägiger Fahrt durch Sibirien nach Moskau und von dort aus auf dem kürzesten Wege zurück nach Berlin.

Oberstammführer Jürgens.

Wußtest du schon . . .

. . . daß es nur ein kleiner schwacher Fisch ist, nicht einmal ¼ Meter lang, der den großen wilden Hai töten kann? Der kleine Urchin-Fisch (auch Diodon Maculatus), den man in südamerikanischen Gewässern findet, ist ein ganz gefährlicher Feind des Haies und tötet auch andere Fische, die bis zu zehn Meter lang sind, auf eine ganz merkwürdige Art. Der Fisch besitzt eine schlaffe Haut, auf der sich viele kleine Stacheln befinden. Man muß ihn nur reizen, und er dehnt diese Haut kugelförmig, so daß die Stacheln nach allen Seiten in die Höhe stehen wie bei einem Igel. Wenn ein Hai ihn verschluckt, so bohrt er seinen Weg aus dem Körper des Haies heraus — nicht nur durch Magen und Verdauungswege, sondern auch durch die Flankenteile des Riesentieres — und fügt ihm dadurch tödliche Wunden zu.

. . . daß es einen Fisch gibt, der auf seine Opfer schießt, sozusagen ein Artillerist ist? Der in wunderbaren Farbtönen schillernde Chaetodon, der sich in den Flußmündungen an der Küste der Ostindischen und der Polynesischen See findet, benutzt sein merkwürdig verlängertes Maul als Schußwaffe. Wenn er eine Fliege oder ein anderes Insekt auf einem Zweig oder Grashalm über dem Wasser sieht, so nähert er sich lautlos, die lange Schnauze auf das Opfer gerichtet. Plötzlich schießt er einen Wassertropfen mit einer solchen Genauigkeit gegen das ahnungslose Insekt, daß es von seinem Sitz geschleudert wird und ins Wasser fällt, wo der Fisch es sofort verschlingt.

. . . daß eigentlich der Chimborasso in Ecuador höher ist als der Mount Everest im Himalayagebirge? Gewöhnlich berechnet man die Höhe eines Berges vom Meeresspiegel aus; aber der Meeresspiegel ist nicht überall gleich hoch. In den Breitengraden des Chimborasso liegt der Meeresspiegel um 5600 Meter höher als in den Regionen des Himalaya, somit ragt der Gipfel des südamerikanischen Berges ungefähr 4000 Meter höher über den Erdmittelpunkt als der des sogenannten ‚höchsten' Berges der Welt in Asien

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Laux (1), Ufa (11), Associated Press (8), Scherl (5), Werner Hager (4), Atlantic (4), Jürgens (3). — Die Zeichn. stammen von: Wendt, Sinogli, Reimesch, nicki. — Graph. Gestaltung: Felber.

Hauptschriftleiter: Wilhelm Utermann, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig